

Philosophische Bibliothek

Henri Bergson
Materie und Gedächtnis

Meiner





HENRI BERGSON

Materie und Gedächtnis

Versuch über die Beziehung zwischen
Körper und Geist

Aus dem Französischen neu übersetzt
und herausgegeben von
Margarethe Drewsen

Mit einer Einleitung von
Rémi Brague

FELIX MEINER VERLAG
HAMBURG

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische
Daten sind im Internet abrufbar über <http://portal.dnb.de>.

ISBN 978-3-7873-2523-8

ISBN eBook: 978-3-7873-2717-1

© Felix Meiner Verlag GmbH, Hamburg 2015. Alle Rechte vorbehalten.
Dies gilt auch für Viervielfältigungen, Übertragungen, Mikroverfil-
mungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen
Systemen, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten
Satz: Jens-Sören Mann. Druck und Bindung: Hubert & Co., Göttingen.
Werkdruckpapier: alterungsbeständig nach ANSI-Norm resp. DIN-ISO
9706, hergestellt aus 100 % chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in
Germany. www.meiner.de

INHALT

Einleitung. <i>Von Rémi Brague</i>	VII
1. Zwischen Philosophie und experimenteller Psychologie	vii
2. Ein kompliziertes Werk ix 3. Der Körper als hermeneutischer Schlüssel x 4. Das Gehirn xiii 5. Die Wahrnehmung xiv 6. Das Gedächtnis xvii 7. Raum, Zeit, Bewegung xix 8. Geist und Materie xxii 9. Bergsons Werkzeugkasten xxiv	

HENRI BERGSON

MATERIE UND GEDÄCHTNIS

Vorwort zur siebten Auflage (1911)	3
Vorwort zur ersten Auflage (1896)	13
ERSTES KAPITEL	
Von der Selektion der Bilder für die Vorstellung. – Die Rolle des Körpers	15
ZWEITES KAPITEL	
Vom Wiedererkennen der Bilder. Das Gedächtnis und das Gehirn	87
DRITTES KAPITEL	
Vom Fortleben der Bilder. Das Gedächtnis und der Geist ..	171
VIERTES KAPITEL	
Von der Abgrenzung und von der Fixierung der Bilder. Wahrnehmung und Materie. Seele und Körper	223
Zusammenfassung und Schluß	277

Nachwort der Übersetzerin	307
Glossar	317
Personenregister	319

ERSTES KAPITEL

*Von der Selektion der Bilder für die Vorstellung. –
Die Rolle des Körpers*

Wir wollen für einen Augenblick so tun, als ob wir nichts von den Theorien über die Materie und den Theorien über den Geist wüßten, nichts von den Diskussionen über die Realität oder die Idealität der Außenwelt. So finde ich mich also umgeben von Bildern – im vagsten Sinne, in dem man dieses Wort nehmen kann –, wahrgenommenen Bildern, wenn ich meine Sinne öffne, nicht wahrgenommenen, wenn ich sie verschließe. Alle diese Bilder wirken und reagieren in all ihren Grundbestandteilen aufeinander, gemäß konstanten Gesetzen, die ich die Naturgesetze nenne, und da die perfekte Wissenschaft dieser Gesetze zweifellos erlauben würde, zu berechnen und vorauszusehen, was sich in jedem dieser Bilder abspielen wird, muß die Zukunft der Bilder in ihrer Gegenwart enthalten sein und kann dieser nichts Neues hinzufügen. Dennoch gibt es eines unter ihnen, das sich von allen anderen dadurch abhebt, daß ich es nicht nur von außen durch Wahrnehmungen, sondern auch von innen durch affektive Empfindungen kenne: das ist mein Körper. Ich untersuche die Bedingungen, unter denen diese affektiven Empfindungen auftreten: Ich stelle fest, daß sie sich immer zwischen die Schwingungen, die ich von außen empfangen, und die Bewegungen, die ich ausführen werde, schalten, als ob sie | einen ungenau bestimmten Einfluß auf das letztendliche Vorgehen ausüben sollten. Ich lasse meine verschiedenen affektiven Empfindungen Revue passieren: Es scheint mir, daß jede von ihnen in ihrer Weise eine Einladung zum Handeln enthält, zugleich jedoch auch die Ermächtigung, zu warten und sogar gar nichts zu tun. Ich schaue genauer hin: Ich entdecke begonnene, aber nicht ausgeführte Bewegungen, das Angezeigtsein einer mehr oder weniger nützlichen Entscheidung, nicht aber den Zwang, der die Wahl ausschließt. Ich rufe

meine Erinnerungen wach und vergleiche sie: Ich erinnere mich, daß ich überall in der organisch-strukturierten Welt ebendieses Empfindungsvermögen genau in dem Moment auftauchen zu sehen glaubte, in dem die Natur, nachdem sie dem Lebewesen die Fähigkeit verliehen hat, sich im Raum zu bewegen, der Spezies durch die Empfindung die generellen Gefahren signalisiert, die sie bedrohen, und die Vorsichtsmaßnahmen, die es zu treffen gilt, um ihnen zu entkommen, den Individuen überläßt. Ich befrage schließlich mein Bewußtsein über die Rolle, die es sich in der affektiven Empfindung zuschreibt: Es antwortet, daß es tatsächlich in Form von Gefühl oder Empfindung jedem Vorgehen beiwohnt, zu dem ich die Initiative zu ergreifen glaube, und daß es im Gegenzug erlischt und verschwindet, sobald meine Aktivität automatisch wird und erklärt, seiner somit nicht mehr zu bedürfen. Entweder also trägt hier aller Augenschein, oder der Akt, zu dem der affektive Zustand führt, gehört nicht zu denen, die sich, wie eine Bewegung aus einer Bewegung, streng aus den vorherigen Phänomenen ableiten lassen würden, und folglich fügt er dem Universum und dessen Geschichte wahrhaftig etwas Neues hinzu. Halten wir uns an den Augenschein; ich werde schlicht und rein das formulieren, was ich fühle und was ich sehe: *Alles spielt sich so ab, als ob in diesem Gesamtzusammenhang von Bildern, den ich das Universum nenne, nichts wirklich Neues entstehen könne, außer auf dem Weg über gewisse Bilder, deren Grundtypus mir durch meinen Körper geliefert wird.* |

Nun studiere ich an Körpern, die dem meinen ähnlich sind, die Beschaffenheit von diesem besonderen Bild, das ich meinen Körper nenne. Ich bemerke afferente Nerven, die die Schwingungen an die Nervenzentren weiterleiten, des weiteren efferente Nerven, welche vom Zentrum ausgehen, die Schwingungen zur Peripherie führen und Körperteile oder den gesamten Körper in Bewegung versetzen. Ich befrage den Physiologen und den Psychologen darüber, wozu diese beiden bestimmt sind. Sie antworten, daß, während die zentrifugalen Bewegungen des Nervensystems

eine Ortsbewegung des Körpers oder der Körperteile hervorrufen können, die zentripetalen Bewegungen, oder zumindest einige bestimmte unter ihnen, die Vorstellung von der Außenwelt ins Leben rufen. Was soll man davon halten?

Die afferenten Nerven sind Bilder, das Gehirn ist ein Bild und auch die durch die sensiblen Nerven weitergeleiteten und sich im Gehirn ausbreitenden Schwingungen sind wiederum Bilder. Wenn dieses Bild, das ich zerebrale Schwingung nenne, äußere Bilder erzeugen soll, müßte es sie in der ein oder anderen Weise enthalten, und die Vorstellung des gesamten materiellen Universums müßte in derjenigen dieser molekularen Bewegung impliziert sein. Nun würde es aber schon genügen, eine solche Annahme auszusprechen, um ihre Absurdität zu entdecken. Es ist das Gehirn, das Teil der materiellen Welt ist, und nicht die materielle Welt, die Teil des Gehirns ist. Löscht man das Bild, das den Namen materielle Welt trägt, so vernichtet man auf denselben Schlag das Gehirn und die zerebralen Schwingungen, die Teile davon sind. Nimmt man im Gegenteil an, daß sich diese beiden Bilder, das Gehirn und die zerebralen Schwingungen, in nichts auflösen, so wird man der Voraussetzung nach nur diese ausgelöscht haben, das heißt ziemlich wenig, ein unbedeutendes Detail in einem unermeßlich großen Gemälde. Das Gemälde in seiner Gesamtheit, das heißt das Universum, bleibt vollständig bestehen. | Aus dem Gehirn die Bedingung für das Gesamtbild zu machen heißt wahrhaft, sich selbst zu widersprechen, da das Gehirn der Voraussetzung nach ein Teil dieses Bildes ist. Weder die Nerven noch die Nervenzentren können also das Bild des Universums bedingen.

Verweilen wir bei diesem letzten Punkt. Hier haben wir also die äußeren Bilder, dann meinen Körper und schließlich die Modifikationen, die durch meinen Körper den umgebenden Bildern beigebracht werden. Ich verstehe gut, wie die äußeren Bilder das Bild beeinflussen, das ich meinen Körper nenne: Sie übertragen Bewegung auf ihn. Und ich verstehe auch, wie dieser Körper die

äußeren Bilder beeinflusst: Er gibt ihnen Bewegung zurück. Mein Körper ist also im Gesamtzusammenhang der materiellen Welt ein Bild, das wie die anderen wirkt, indem es Bewegung empfängt und wieder abgibt, mit diesem alleinigen Unterschied vielleicht, daß mein Körper in einem gewissen Maße die Art und Weise zu wählen scheint, in der er wieder abgibt, was er empfängt. Wie aber sollten mein Körper im allgemeinen und mein Nervensystem im besonderen das Ganze oder einen Teil meiner Vorstellung des Universums erzeugen? Man mag nun sagen, mein Körper sei Materie oder er sei Bild – das Wort ist mir gleich. Wenn er Materie ist, dann ist er Teil der materiellen Welt, und die materielle Welt existiert folglich um ihn herum und außerhalb von ihm. Ist er Bild, so kann dieses Bild nur das wiedergeben, was man in es hineingelegt hat, und weil es der Voraussetzung nach das Bild meines Körpers allein ist, wäre es absurd, daraus das des ganzen Universums ziehen zu wollen. *Mein Körper, ein Gegenstand, der dazu bestimmt ist, Gegenstände zu bewegen, ist also ein Handlungszentrum; er wüßte keine Vorstellung ins Leben zu rufen.*

Wenn aber mein Körper ein Gegenstand ist, der in der Lage ist, eine reale und neue Wirkung auf die Gegenstände auszuüben, die ihn umgeben, dann muß er | ihnen gegenüber eine privilegierte Position besetzen. Im allgemeinen beeinflusst ein beliebiges Bild die anderen Bilder in einer determinierten, sogar berechenbaren Weise, in Übereinstimmung mit dem, was man die Naturgesetze nennt. Da es nicht wählen muß, braucht es auch nicht die umgebende Region zu erkunden, noch sich im vorhinein an mehreren bloß möglichen Wirkungen zu versuchen. Das notwendige Wirken wird sich von selbst vollziehen, wenn seine Stunde geschlagen hat. Ich habe aber angenommen, daß die Rolle des Bildes, das ich meinen Körper nenne, darin besteht, auf die anderen Bilder einen realen Einfluß auszuüben und folglich sich zwischen mehreren verschiedenen materiell möglichen Vorgehensweisen zu entscheiden. Und da ihm diese Vorgehensweisen zweifellos durch den

mehr oder weniger großen Nutzen suggeriert werden, den es aus den umgebenden Bildern ziehen kann, muß sich in dem Gesicht, das diese Bilder meinem Körper zeigen, in irgendeiner Weise der Nutzen abzeichnen, den mein Körper aus ihnen ziehen könnte. Tatsächlich beobachte ich, daß die Größe, die Form, ja sogar die Farbe der äußeren Gegenstände sich modifiziert, je nachdem ob mein Körper sich ihnen annähert oder sich von ihnen entfernt, daß die Stärke der Gerüche und die Intensität der Klänge mit der Entfernung zu- und abnimmt, daß schließlich diese Entfernung selbst vor allem das Maß repräsentiert, in dem die umgebenden Körper vor dem unmittelbaren Einwirken meines Körpers sicher sind. In dem Maße, in dem mein Horizont sich weitert, scheinen sich die Bilder, die mich umgeben, auf einem einheitlicheren Hintergrund abzuzeichnen und mir indifferent zu werden. Je mehr ich diesen Horizont verenge, um so deutlicher staffeln sich die Gegenstände, die er umfaßt, nach der mehr oder weniger großen Leichtigkeit, mit der mein Körper sie berühren und bewegen kann. Gleich einem Spiegel werfen sie meinem Körper seinen möglichen Einfluß zurück; sie ordnen sich nach der zunehmenden oder abnehmenden Macht meines Körpers. *Die | Gegenstände, die meinen Körper umgeben, reflektieren das mögliche Einwirken meines Körpers auf sie.*

Ich werde nun, ohne die anderen Bilder anzurühren, dasjenige leicht modifizieren, welches ich meinen Körper nenne. In diesem Bild werde ich in Gedanken all die afferenten Nerven des zerebrospinalen Systems durchtrennen. Was wird geschehen? Ein paar Skalpellschnitte werden ein paar Faserbündel durchtrennt haben: Der Rest des Universums und sogar der Rest meines Körpers werden bleiben, was sie waren. Die vorgenommene Veränderung ist also unbedeutend. Tatsächlich aber erlischt »meine« gesamte »Wahrnehmung«. Untersuchen wir also näher, was sich gerade ereignet hat. Da sind die Bilder, aus denen sich das Universum im allgemeinen zusammensetzt, dann jene, die meinem Körper

benachbart sind, und schließlich mein Körper selbst. In diesem letzten Bild besteht die gewöhnliche Rolle der zentripetalen Nerven darin, Bewegung zum Gehirn und zum Rückenmark weiterzuleiten; die zentrifugalen Nerven senden diese Bewegung wieder zurück zur Peripherie. Das Durchtrennen der zentripetalen Nerven kann also nur einen einzigen wirklich verständlichen Effekt hervorrufen, der darin besteht, den Strom, der von der Peripherie über das Zentrum wieder zur Peripherie verläuft, zu unterbrechen und folglich es meinem Körper unmöglich zu machen, aus dem Umfeld der Dinge, die ihn umgeben, die Qualität und Quantität an Bewegung zu schöpfen, die nötig ist, um auf diese einzuwirken. Dies ist etwas, was die Handlung, und nur die Handlung, betrifft. Und dennoch ist es meine Wahrnehmung, die erlischt. Was hat das zu sagen, wenn nicht, daß meine Wahrnehmung eben gerade nach Art eines Schattens oder Reflexes im Gesamt der Bilder die virtuellen oder möglichen Handlungen meines Körpers abzeichnet? Nun ist aber das System von Bildern, in dem das Skalpell nur eine unbedeutende Veränderung vorgenommen hat, das, was man im allgemeinen die materielle Welt nennt; und auf der anderen Seite ist das, was gerade | erloschen ist, »meine Wahrnehmung« der Materie. Daraus ergeben sich vorläufig diese beiden Definitionen: *Ich nenne Materie das Gesamt der Bilder und Wahrnehmung der Materie diese selben, nun auf die mögliche Handlung eines gewissen bestimmten Bildes, meines Körpers, bezogenen Bilder.*

Wir wollen diesen letzteren Bezug vertiefen. Ich betrachte meinen Körper mit den zentripetalen und zentrifugalen Nerven und den Nervenzentren. Ich weiß, daß die äußeren Gegenstände den afferenten Nerven Schwingungen aufprägen, die sich zu den Zentren fortpflanzen, daß diese Zentren der Schauplatz sehr vielfältiger molekularer Bewegungen sind und daß diese Bewegungen von der Natur und der Position der Gegenstände abhängen. Ändert man nun die Gegenstände, modifiziert ihren Bezug zu meinem Kör-

per, so ist in den inneren Bewegungen meiner Wahrnehmungszentren alles anders. Doch auch in »meiner Wahrnehmung« ist alles anders. Meine Wahrnehmung ist also Funktion dieser molekularen Bewegungen, sie hängt von ihnen ab. Wie aber hängt sie von ihnen ab? Man wird vielleicht sagen, daß sie sie übersetzt und daß ich mir letzten Endes nichts anderes vorstelle als die molekularen Bewegungen der Hirnsubstanz. Wie aber könnte diese Aussage den geringsten Sinn haben, da doch das Bild des Nervensystems und seiner inneren Bewegungen der Voraussetzung nach nur das eines bestimmten materiellen Gegenstandes ist und ich mir das materielle Universum in seiner Totalität vorstelle? Freilich versucht man hier, die Schwierigkeit zu umgehen. Man zeigt uns ein Gehirn, das in seinem Wesen dem Rest des materiellen Universums analog ist, ein Bild also, wenn das Universum Bild ist. Anschließend aber, da man will, daß die inneren Bewegungen dieses Gehirns die Vorstellung der gesamten materiellen Welt erschaffen oder bewirken – ein Bild, das jenes der zerebralen Schwingungen unendlich weit überragt –, | gibt man vor, in diesen molekularen Bewegungen wie auch in der Bewegung im allgemeinen nicht mehr Bilder wie die übrigen zu sehen, sondern etwas, das mehr oder weniger als ein Bild wäre, auf jeden Fall von anderer Natur als das Bild und aus dem die Vorstellung durch ein wahres Wunder hervorginge. Die Materie wird so zu etwas von der Vorstellung radikal Verschiedenem, von dem wir folglich keinerlei Bild haben; ihr gegenüber setzt man ein bilderleeres Bewußtsein, von dem wir uns keinerlei Idee bilden können; und am Ende erfindet man, um das Bewußtsein zu füllen, ein unverständliches Wirken dieser Materie ohne Form auf dieses Denken ohne Materie. Die Wahrheit aber ist, daß die Bewegungen der Materie als Bilder sehr klar sind und daß es keinen Anlaß gibt, in der Bewegung etwas anderes zu suchen als das, was man dort sieht. Die einzige Schwierigkeit bestünde darin, aus diesen sehr speziellen Bildern die unendliche Vielfalt der Vorstellungen ins Leben zu rufen; warum aber sollte man dies im Sinn haben, wenn doch

nach Meinung aller die zerebralen Schwingungen *Teil* der materiellen Welt *sind* und diese Bilder folglich nur eine sehr kleine Ecke der Vorstellung einnehmen? – Was also sind nun diese Bewegungen, und welche Rolle spielen diese speziellen Bilder bei der Vorstellung des Ganzen? – Darüber kann für mich kein Zweifel bestehen: Es sind Bewegungen im Inneren meines Körpers, die dazu bestimmt sind, die Reaktion meines Körpers auf das Wirken der äußeren Gegenstände vorzubereiten, indem sie sie beginnen. Selbst Bilder, vermögen sie keine Bilder zu erschaffen; doch wie ein Kompaß, den man fortbewegt, zeigen sie stets die Position eines bestimmten Bildes, meines Körpers, in Bezug zu den umgebenden Bildern an. Im Gesamtzusammenhang der Vorstellung machen sie sehr wenig aus; doch sind sie von größter Wichtigkeit für jenen Teil der Vorstellung, den | ich meinen Körper nenne, da sie in jedem Augenblick dessen virtuelle Vorgehensweisen skizzieren. Es gibt folglich zwischen der sogenannten perzeptiven Fähigkeit des Gehirns und den Reflexfunktionen des Rückenmarks nur einen Gradunterschied, und es kann dort auch keinen Wesensunterschied geben. Das Rückenmark verwandelt die erfahrenen Reize in ausgeführte Bewegungen; das Gehirn führt sie zu schlicht im Entstehen begriffenen Handlungen fort; doch im einen wie im anderen Fall besteht die Rolle der Nervenmaterie darin, Bewegungen zu leiten, miteinander zu kombinieren oder zu blockieren. Woher also kommt es, daß »meine Wahrnehmung des Universums« von den internen Bewegungen der Hirnsubstanz abzuhängen scheint, sich zu verändern scheint, wenn sie variieren, und zu erlöschen, wenn diese getilgt werden?

Die Schwierigkeit dieses Problems rührt vor allem daher, daß man sich die graue Substanz und ihre Modifikationen wie Dinge vorstellt, die sich selbst genügen und die sich vom Rest des Universums isolieren lassen würden. Materialisten und Dualisten kommen in diesem Punkt im Grunde überein. Sie betrachten gewisse molekulare Bewegungen der Hirnmaterie für sich genommen: So sehen die einen in unserer bewußten Wahrnehmung ei-

nen Phosphorschein, der diesen Bewegungen folgt und ihre Spur erhellt; die anderen lassen unsere Wahrnehmungen in einem Bewußtsein abrollen, welches fortwährend molekulare Schwingungen der kortikalen Substanz auf seine Weise zum Ausdruck bringen würde: Im einen wie im anderen Fall sind es Zustände unseres Nervensystems, die durch die Wahrnehmung abgebildet oder übersetzt sein sollen. Läßt sich aber ein Nervensystem denken, das ohne den Organismus lebt, der es nährt, ohne die Atmosphäre, in der dieser Organismus atmet, ohne die Erde, die diese Atmosphäre umhüllt, und ohne die Sonne, um die die Erde kreist? Allgemeiner: Impliziert nicht die Fiktion eines isolierten materiellen Gegenstands eine Art Absurdität, da dieser | Gegenstand seine physikalischen Eigenschaften aus den Beziehungen bekommt, die er mit allen anderen unterhält, und jede seiner Bestimmungen, folglich sogar seine Existenz, dem Platz verdankt, den er im Gesamtzusammenhang des Universums einnimmt? Sagen wir also nicht, daß unsere Wahrnehmungen einfach von den molekularen Bewegungen der Hirnmasse abhängen. Sagen wir lieber, daß sie mit ihnen variieren, daß aber diese Bewegungen selbst untrennbar mit dem Rest der materiellen Welt verknüpft bleiben. Es geht dann folglich nicht mehr bloß darum, wie unsere Wahrnehmungen mit den Modifikationen der grauen Substanz zusammenhängen. Das Problem erweitert sich und stellt sich auch in viel klareren Begriffen. Da ist also ein System von Bildern, das ich meine Wahrnehmung des Universums nenne und das sich bei leichten Variationen eines gewissen privilegierten Bildes, meines Körpers, von Grund auf vollständig verändert. Dieses Bild nimmt das Zentrum ein; nach ihm richten sich alle anderen; mit jeder seiner Bewegungen ändert sich alles, als ob man ein Kaleidoskop gedreht hätte. Und da sind auf der anderen Seite dieselben, nun aber je auf sich selbst bezogenen Bilder; einander gegenseitig zweifellos beeinflussend, doch derart, daß die Wirkung immer proportional zur Ursache bleibt: Das ist das, was ich das Universum nenne. Wie läßt sich nun erklären,

daß diese beiden Systeme koexistieren und daß dieselben Bilder im Universum relativ unveränderlich und in der Wahrnehmung unendlich veränderlich sind? Das zwischen Realismus und Idealismus, vielleicht sogar zwischen Materialismus und Spiritualismus hängende Problem stellt sich also, unserer Meinung nach, folgendermaßen: *Woher kommt es, daß dieselben Bilder gleichzeitig in zwei verschiedene Systeme eingehen können, eines, in dem jedes Bild für sich selbst variiert, und zwar in dem wohldefinierten Maß, in dem es das reale Wirken der umgebenden Bilder erfährt, das andere, in dem alle für ein einziges variieren, und dies in dem wechselnden Maß, | in dem sie das mögliche Wirken jenes privilegierten Bildes reflektieren?*

Jedes Bild ist einigen Bildern innerlich und anderen äußerlich; doch von dem Gesamtzusammenhang der Bilder kann man nicht sagen, daß er uns innerlich oder äußerlich sei, da Innerlichkeit und Äußerlichkeit nur Beziehungen zwischen Bildern sind. Sich zu fragen, ob das Universum nur in unserem Denken existiert oder außerhalb von ihm, heißt also, das Problem in Begriffen zu stellen, die jede Lösung unmöglich machen, vorausgesetzt sie wären überhaupt verständlich; es heißt sich zu einer fruchtlosen Diskussion verdammen, in der die Begriffe Denken, Existenz und Universum notwendig von beiden Seiten in ganz verschiedenen Sinnen gebraucht werden. Um diesen Streit zu entscheiden, muß man zunächst einen gemeinsamen Boden finden, auf dem der Kampf entbrennt, und da wir, nach Meinung der einen wie der anderen, die Dinge nur in Form von Bildern erfassen, müssen wir das Problem in Abhängigkeit von Bildern stellen, und nur von Bildern. Nun bestreitet aber keine einzige philosophische Lehre, daß dieselben Bilder gleichzeitig in zwei unterschiedene Systeme eingehen können, das eine, das zur *Wissenschaft* gehört und in dem jedes Bild, da es allein auf sich selbst bezogen wird, einen absoluten Wert behält, das andere, das die Welt des *Bewußtseins* ist und in dem sich alle Bilder nach einem zentralen Bild, unserem Körper, richten und dessen Variationen folgen. Die zwischen

Realismus und Idealismus stehende Frage wird damit sehr klar: In welchem Verhältnis stehen diese beiden Systeme von Bildern zueinander? Und es ist leicht zu sehen, daß der subjektive Idealismus darin besteht, das erste System aus dem zweiten abzuleiten, und der materialistische Realismus darin, das zweite aus dem ersten zu ziehen.

Der Realist geht nämlich vom Universum aus, das heißt von einem Gesamtzusammenhang in ihren gegenseitigen Bezügen durch unwandelbare Gesetze regierter Bilder, in welchem die Wirkungen ihren Ursachen proportional bleiben | und dessen Charakteristikum darin besteht, kein Zentrum zu haben: Alle Bilder rollen auf einer selben, sich endlos erstreckenden Ebene ab. Doch muß er freilich gezwungenermaßen feststellen, daß es außer diesem System noch *Wahrnehmungen* gibt, das heißt Systeme, in denen diese selben Bilder auf ein einziges unter ihnen bezogen sind, sich um dieses herum auf verschiedenen Ebenen staffeln und sich durch leichte Modifikationen dieses zentralen Bildes in ihrem Gesamt umgestalten. Diese Wahrnehmung ist es, von der der Idealist ausgeht, und in dem System von Bildern, das er als gegeben nimmt, gibt es ein privilegiertes Bild, seinen Körper, nach dem sich die anderen Bilder richten. Doch sobald er die Gegenwart an die Vergangenheit rückbinden und die Zukunft vorhersehen will, ist er freilich gezwungen, diese zentrale Position aufzugeben, alle Bilder wieder auf dieselbe Ebene zu versetzen, anzunehmen, daß sie nicht mehr für ihn, sondern für sich selbst variieren, und sie zu behandeln, als ob sie Teil eines Systems wären, in dem jede Veränderung das exakte Maß ihrer Ursache angibt. Nur unter dieser Bedingung wird die Wissenschaft vom Universum möglich; und da diese Wissenschaft existiert, da es ihr gelingt, die Zukunft vorherzusehen, ist die Hypothese, auf die sie sich gründet, keine arbiträre Hypothese. Nur das erste System ist der gegenwärtigen Erfahrung gegeben; doch glauben wir an das zweite allein dadurch, daß wir die Kontinuität der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft behaupten. So setzt man im Idea-

lismus wie im Realismus eines der beiden Systeme und versucht, das andere daraus abzuleiten.

Doch bei dieser Ableitung können weder Realismus noch Idealismus zum Ziel gelangen, da keines der beiden Systeme von Bildern im anderen impliziert ist und jedes von ihnen sich selbst genügt. Wenn man jenes System von Bildern als gegeben nimmt, das kein Zentrum hat und in dem jedes Element seine absolute Größe und seinen absoluten Wert besitzt, | dann sehe ich nicht, warum dieses System sich ein zweites zur Seite stellt, in dem jedes Bild einen unbestimmten und allen Wechselfällen eines zentralen Bildes unterworfenen Wert annimmt. Man müßte also, um die Wahrnehmung zu erzeugen, irgendeinen *Deus ex machina* heraufbeschwören, wie beispielsweise die materialistische Hypothese des Epiphänomen-Bewußtseins. Man wird unter all jenen absolute Veränderungen aufweisenden Bildern, die man zuerst gesetzt hatte, jenes auswählen, das wir unser Gehirn nennen, und wird den inneren Zuständen dieses Bildes das einzigartige Privileg verleihen, sich – man weiß nicht, wie – mit der diesmal relativen und variablen Reproduktion aller anderen aufzudoppeln. Freilich gibt man dann vor, dieser Vorstellung keinerlei Bedeutung beizumessen und darin nur einen Phosphorschein zu sehen, den die zerebralen Vibrationen hinter sich zurücklassen würden: Als ob die Hirnsubstanz und die zerebralen Vibrationen, die in jene Bilder gefaßt sind, aus denen sich diese Vorstellung zusammensetzt, von anderer Natur sein könnten als diese! Jeder Realismus würde also aus der Wahrnehmung ein Akzidens und folglich ein Mysterium machen. Nimmt man jedoch umgekehrt ein System instabiler Bilder als gegeben, die um ein privilegiertes Zentrum geordnet sind und sich bei unmerklichen Verlagerungen dieses Zentrums zutiefst modifizieren, dann schließt man gleich zu Beginn die Ordnung der Natur aus, jene Ordnung, die indifferent ist gegenüber dem Punkt, an den man sich versetzt, und dem Ende, an dem man anfängt. Man wird diese Ordnung nur wiederherstellen können, indem man seinerseits einen *Deus ex machina*

heraufbeschwört und durch eine arbiträre Hypothese was weiß ich für eine prästabilisierte Harmonie zwischen den Dingen und dem Geist oder zumindest, um mit Kant zu sprechen, zwischen der Sinnlichkeit und dem Verstand annimmt. Es ist die Wissenschaft, die damit zum Akzidens würde und ihr Erfolg ein Mysterium. – Man wüßte also weder das erste System von Bildern aus dem zweiten abzuleiten noch das zweite aus dem ersten, und jene beiden | gegenteiligen Lehren, der Realismus und der Idealismus, stolpern also, wenn man sie endlich auf denselben Boden zurückversetzt hat, in entgegengesetzter Richtung über dasselbe Hindernis.

Geht man nun hinter diese beiden Lehren zurück, so entdeckt man ein gemeinsames Postulat, das wir wie folgt formulieren würden: *Die Wahrnehmung hat ein gänzlich spekulatives Interesse; sie ist reine Erkenntnis.* Die ganze Diskussion dreht sich um den Rang, den man dieser Erkenntnis gegenüber der wissenschaftlichen Erkenntnis zuschreiben soll. Die einen nehmen die von der Wissenschaft geforderte Ordnung als gegeben und sehen in der Wahrnehmung nur eine verschwommene und vorläufige Wissenschaft. Die anderen setzen zuerst die Wahrnehmung, erheben sie zum Absoluten und halten die Wissenschaft für einen symbolischen Ausdruck des Wirklichen. Doch für die einen wie für die anderen bedeutet wahrnehmen vor allem erkennen.

Nun ist es aber dieses Postulat, das wir bestreiten. Es wird durch die, sei es selbst oberflächlichste Untersuchung der Struktur des Nervensystems in der Reihe der Tiere widerlegt. Und man kann es nicht akzeptieren, ohne das dreifache Problem der Materie, des Bewußtseins und ihrer Beziehung zutiefst zu verdunkeln.

Folgt man nämlich Schritt für Schritt den Fortschritten der äußeren Wahrnehmung von der Monere bis zu den höheren Wirbeltieren, so sieht man, daß die lebende Materie schon im Zustand einfacher Protoplasmanasse bereits reizbar und kontraktile ist, daß sie dem Einfluß äußerer Stimulanzien unterliegt und daß sie darauf mit mechanischen, physikalischen und chemischen Reak-

tionen antwortet. Je höher man in der Reihe der Organismen aufsteigt, um so stärker sieht man die physiologische Arbeit sich aufteilen. Nervenzellen treten auf, werden vielseitiger und tendieren dazu, sich zu einem System zusammenzuschließen. Gleichzeitig reagiert das Tier mit variationsreicheren Bewegungen auf die äußeren Reize. Doch selbst wenn sich die empfangene Schwingung nicht | sofort zu einer vollzogenen Bewegung fortsetzt, scheint es, als warte sie nur auf die Gelegenheit dazu, und derselbe Eindruck, der dem Organismus die umgebenden Modifikationen übermittelt, bewegt ihn dazu oder bereitet ihn darauf vor, sich diesen anzupassen. Bei den höheren Wirbeltieren wird die Unterscheidung zwischen dem reinen Automatismus, der seinen Sitz vor allem im Rückenmark hat, und der willensgesteuerten Aktivität, die das Eingreifen des Gehirns erfordert, zweifellos radikal. Man könnte sich einbilden, daß sich der empfangene Eindruck, anstatt sich weiterhin in Bewegungen zu entfalten, zu Erkenntnis vergeistigt. Doch es genügt, die Struktur des Gehirns mit jener des Rückenmarks zu vergleichen, um sich davon zu überzeugen, daß zwischen den Funktionen des Gehirns und der Reflextätigkeit des Rückenmarksystems nur ein Unterschied der Komplexität und kein Unterschied des Wesens vorliegt. Was nämlich geschieht bei der reflexmäßigen Handlung? Die durch den Reiz übertragene Zentripetalbewegung wird, vermittelt durch die Nervenzellen des Rückenmarks, sofort zu einer Zentrifugalbewegung reflektiert, die zu einer Kontraktion der Muskeln führt. Und worin besteht nun andererseits die Funktion des zerebralen Systems? Anstatt sich direkt zu den motorischen Zellen des Rückenmarks fortzupflanzen und dem Muskel eine notwendige Kontraktion zu vermitteln, steigen die von den Randbezirken kommenden Schwingungen zunächst bis zum Zerebrum auf und laufen dann wieder hinunter zu jenen selben motorischen Zellen des Rückenmarks, die in der reflexmäßigen Bewegung zum Einsatz kamen. Was haben sie auf diesem Umweg gewonnen, und was haben sie aus den sogenannten sensiblen Zellen der Hirnrinde geholt? Ich

begreife nicht und ich werde niemals begreifen, daß sie dort die miraculöse Kraft schöpfen sollen, sich zur Vorstellung von Dingen zu verwandeln, und ich halte im übrigen diese Hypothese für unnötig, wie wir bald sehen werden. Was ich mir aber sehr gut vorstellen kann, ist, daß jene Zellen der verschiedenen sogenannten sensorischen Areale der Hirnrinde, die | zwischen die letzten Verästelungen der zentripetalen Nervenfasern und die motorischen Zellen im Bereich der Rolando-Furche¹ geschaltet sind, den empfangenen Schwingungen erlauben, *nach Belieben* diesen oder jenen motorischen Mechanismus des Rückenmarks zu erreichen und so ihren Effekt zu *wählen*. Je mehr solcher Zellen dazwischentreten, um so mehr amöbenhafte Fortsätze werden sie ausbilden, die zweifellos in der Lage sind, sich einander in diversen Weisen anzunähern, um so zahlreicher und vielfältiger werden auch die Wege sein, die sich einer selben von der Peripherie kommenden Schwingung eröffnen können, und um so mehr Bewegungssysteme wird es folglich geben, zwischen denen ein selber Reiz die Wahl läßt. Das Gehirn muß daher unserer Meinung nach nichts anderes als eine Art zentrales Telefonbüro sein: Seine Rolle besteht darin, »zu verbinden« oder warten zu lassen. Es fügt dem, was es empfängt, nichts hinzu, da aber die letzten Ausläufer aller Wahrnehmungsorgane dort ankommen und alle motorischen Mechanismen des Rückenmarks und des verlängerten Rückenmarks dort ihre festen Vertreter haben, bildet es wirklich ein Zentrum, in dem der von der Peripherie ausgehende Reiz sich mit diesem oder jenem gewählten und nicht mehr aufgezwungenen motorischen Mechanismus in Verbindung setzt. Da sich aber andererseits in dieser Substanz eine ungeheure Vielzahl motorischer Wege einer selben von der Peripherie ausgehenden Schwingung eröffnen können, und zwar alle zugleich, hat diese

¹ Gemeint ist hier der untere Teil des *Gyrus praecentralis*. Im Deutschen wird die Rolando-Furche heute üblicherweise »Zentralfurche« genannt. [A. d. Ü.]

Schwingung die Möglichkeit, sich darin endlos aufzuspalten und folglich sich in unzähligen motorischen Reaktionen zu verlieren, die schlicht im Entstehungszustand verbleiben. So besteht die Rolle des Gehirns mal darin, die empfangene Bewegung an ein gewähltes Reaktionsorgan weiterzuleiten, mal darin, dieser Bewegung die Gesamtheit der motorischen Wege zu eröffnen, damit sie dort all die möglichen Reaktionen, die sie in sich birgt, sich abzeichnen läßt und damit sie sich, indem sie sich so zerstreut, selbst analysiert. Mit anderen Worten, das Gehirn scheint uns in bezug auf die empfangene Bewegung ein Analyseinstrument | und in bezug auf die ausgeführte Bewegung ein Selektionsinstrument zu sein. Doch im einen wie im anderen Fall beschränkt sich seine Rolle darauf, Bewegung weiterzuleiten und aufzuteilen. Und ebensowenig in den oberen Zentren der Hirnrinde wie im Rückenmark arbeiten die Nervenlemente im Hinblick auf Erkenntnis: Sie skizzieren lediglich auf einen Schlag eine Vielheit von möglichen Handlungen oder organisieren eine von ihnen.

Das besagt, daß das Nervensystem nichts von einem Apparat hat, der dazu dienen würde, Vorstellungen herzustellen oder selbst nur vorzubereiten. Seine Funktion besteht darin, Reize zu empfangen, motorische Apparate zu generieren und einem gegebenen Reiz die größtmögliche Anzahl solcher Apparate zu präsentieren. Je mehr es sich entwickelt, um so zahlreicher und entfernter werden die Punkte des Raumes, die es mit immer komplexeren motorischen Mechanismen in Verbindung bringt: So wächst der Spielraum, den es unserem Handeln läßt, und gerade darin besteht seine wachsende Perfektion. Wenn aber in der gesamten Reihe der Tiere, von ihrem einen bis zu ihrem anderen Ende, das Nervensystem im Hinblick auf eine immer weniger notwendige Handlung konstruiert ist, muß man dann nicht annehmen, daß die Wahrnehmung, deren Fortschritt sich durch den des Nervensystems bestimmt, ebenso vollständig auf die Handlung ausgerichtet ist und nicht auf die reine Erkenntnis? Und muß folglich der wachsende Reichtum dieser Wahrnehmung selbst nicht ein-

fach den wachsenden Anteil an Indeterminiertheit symbolisieren, die dem Lebewesen in der Wahl seines Verhaltens gegenüber den Dingen zugestanden wird? Gehen wir also von dieser Indeterminiertheit als dem wahren Prinzip aus. Untersuchen wir, nachdem wir diese Indeterminiertheit einmal gesetzt haben, ob man nicht aus ihr die Möglichkeit und sogar die Notwendigkeit der bewußten Wahrnehmung ableiten könnte. Mit anderen Worten, nehmen wir dieses System miteinander zusammenhängender und wohlverbundener Bilder, das man die materielle Welt nennt, und stellen wir uns | hie und da in diesem System von der lebenden Materie dargestellte *Zentren wirklicher Handlung* vor: Ich sage, daß sich um jedes dieser Zentren herum von seiner Position abhängige und mit dieser variierende Bilder anordnen *müssen*; ich sage folglich, daß sich die bewußte Wahrnehmung ereignen *muß* und daß es darüber hinaus möglich ist, zu verstehen, wie diese Wahrnehmung auftaucht.

Beachten wir zuerst, daß ein strenges Gesetz den Umfang der bewußten Wahrnehmung an die Handlungsstärke knüpft, über die das Lebewesen verfügt. Wenn unsere Hypothese begründet ist, dann erscheint diese Wahrnehmung in genau dem Moment, in dem eine von der Materie empfangene Schwingung sich nicht in einer notwendigen Reaktion fortsetzt. Im Fall eines rudimentären Organismus bedürfte es freilich einer unmittelbaren Berührung des reizvollen Gegenstands, damit die Schwingung erzeugt wird, und dann vermag die Reaktion kaum auf sich warten zu lassen. So ist bei den niederen Arten der Tastsinn passiv und aktiv zugleich; er dient dazu, eine Beute zu erkennen und sie zu ergreifen, dazu, die Gefahr zu spüren und Anstrengungen zu unternehmen, ihr aus dem Wege zu gehen. Die vielfältigen Fortsätze der Protozoen und die Ambulakralfüßchen der Stachelhäuter (Echinodermata) sind ebensosehr Organe der Fortbewegung wie der Tastwahrnehmung; der Nesselapparat der Hohltiere (Coelenterata) ist zugleich ein Wahrnehmungsinstrument und ein Verteidigungsmittel. Mit einem Wort, je unmittelbarer die Reaktion

sein soll, desto mehr muß die Wahrnehmung einer einfachen Berührung ähneln, und der komplette Prozeß von Wahrnehmung und Reaktion unterscheidet sich dann folglich kaum von dem mechanischen Impuls, auf den eine notwendige Bewegung folgt. Doch im selben Maße, in dem die Reaktion unsicherer wird und dem Zögern mehr Raum läßt, wächst auch die Entfernung, in der das Wirken des für es interessanten Gegenstandes auf das Tier spürbar wird. Durch den Gesichtssinn und das Gehör setzt es sich mit einer immer | größeren Zahl von Dingen in Beziehung und erfährt immer entferntere Einflüsse; und sei es, daß diese Gegenstände ihm einen Vorteil verheißen, sei es, daß sie es mit einer Gefahr bedrohen, die Erfüllung der Verheißungen und der Drohungen rückt immer weiter hinaus. Der Anteil an Unabhängigkeit, über den ein Lebewesen verfügt, oder, wie wir sagen werden, die Zone der Indeterminiertheit, die seine Aktivität umgibt, erlaubt also *a priori* die Zahl und die Entfernung der Dinge abzuschätzen, mit denen es in Beziehung steht. Welcher Art diese Beziehung auch ist, welcher Art also das innerste Wesen der Wahrnehmung auch sein mag, man kann festhalten, daß der Umfang der Wahrnehmung das genaue Maß der Indeterminiertheit der darauffolgenden Handlung angibt und folglich dieses Gesetz aussprechen: *Die Wahrnehmung verfügt genau in dem Verhältnis über den Raum, in dem die Handlung über die Zeit verfügt.*

Warum aber nimmt dieser Bezug des Organismus zu den mehr oder weniger weit entfernten Gegenständen die spezifische Form einer bewußten Wahrnehmung an? Wir haben untersucht, was in dem organisch-strukturierten Körper vor sich geht; wir haben Bewegungen gesehen, die weitergeleitet oder blockiert wurden, in vollzogene Handlungen verwandelt oder zu im Entstehen begriffenen Handlungen zerstreut. Diese Bewegungen schienen uns die Handlung, und nur die Handlung, zu betreffen; sie bleiben dem Prozeß der Vorstellung absolut fremd. Wir haben sodann die Handlung selbst betrachtet und die Indeterminiertheit, von der sie umgeben ist, eine Indeterminiertheit, die in der Struktur des

Nervensystems impliziert ist und im Hinblick auf welche dieses System viel eher konstruiert worden zu sein scheint als im Hinblick auf die Vorstellung. Von dieser als eine Tatsache anerkannten Indeterminiertheit konnten wir auf die Notwendigkeit einer Wahrnehmung schließen, das heißt einer variablen Beziehung zwischen dem Lebewesen und den mehr oder weniger weit entfernten Einflüssen der Gegenstände, die für es von Interesse sind. Woher kommt es, daß diese Wahrnehmung Bewußtsein ist, und warum spielt sich alles so ab, | *als ob* dieses Bewußtsein aus den inneren Bewegungen der Hirnsubstanz geboren würde?

Um auf diese Frage zu antworten, werden wir zunächst die Bedingungen, unter denen die bewußte Wahrnehmung sich vollzieht, stark vereinfachen. Tatsächlich gibt es keine Wahrnehmung, die nicht von Erinnerungen durchtränkt ist. Unter die unmittelbaren und gegenwärtigen Daten unserer Sinne mischen wir tausend und abertausend Einzelheiten unserer vergangenen Erfahrung. Zumeist verdrängen diese Erinnerungen unsere realen Wahrnehmungen, von denen wir dann nur einige Andeutungen zurückbehalten, schlichte »Zeichen«, die dazu bestimmt sind, uns alte Bilder in Erinnerung zu rufen. Dies ist der Preis für die Bequemlichkeit und die Schnelligkeit der Wahrnehmung; doch daraus werden auch die Illusionen aller Arten geboren. Nichts hindert einen daran, diese ganz von unserer Vergangenheit durchdrungene Wahrnehmung durch die Wahrnehmung zu ersetzen, die ein reifes und ausgebildetes, aber in der Gegenwart eingeschlossenes und von der Aufgabe, sich ganz seinem äußeren Gegenstand anzumessen, gänzlich, bis zum Ausschluß jeglicher anderen Tätigkeit absorbiertes Bewußtsein hätte. Wird man uns sagen, daß wir eine willkürliche Hypothese aufstellen und daß diese ideale Wahrnehmung, die durch die Elimination der individuellen Akzidenzien erreicht wurde, überhaupt nicht mehr der Realität entspreche? Wir hoffen aber gerade zu zeigen, daß die individuellen Akzidenzien auf diese unpersönliche Wahrnehmung gepropft sind, daß diese Wahrnehmung gerade die Basis

unserer Erkenntnis der Dinge ist und daß man, eben weil man diese verkannt hat, weil man sie nicht von dem unterschieden hat, was die Erinnerung dort hinzufügt oder davon wegschneidet, die Wahrnehmung im ganzen zu einer Art innerer und subjektiver Schau gemacht hat, die sich von der Erinnerung lediglich durch ihre größere Intensität unterscheiden würde. Dies wird also unsere erste Hypothese sein. Doch wird sie naturgemäß eine andere nach sich ziehen. So kurz man nämlich eine Wahrnehmung auch ansetzt, wird sie doch immer eine gewisse Dauer einnehmen und folglich | eine Anstrengung des Gedächtnisses erfordern, die eine Vielheit von Momenten sich ineinander erstrecken läßt. Selbst die »Subjektivität« der Empfindungsqualitäten besteht, wie wir zu zeigen versuchen werden, in einer Art Kontraktion des Realen, die durch unser Gedächtnis vorgenommen wird. Kurz, das Gedächtnis unter diesen beiden Formen, insofern es einen Boden unmittelbarer Wahrnehmung mit einem Teppich von Erinnerungen bedeckt und auch insofern es eine Vielzahl von Momenten zusammenzieht, bildet den Hauptbeitrag des individuellen Bewußtseins in der Wahrnehmung, die subjektive Seite unserer Erkenntnis der Dinge; und indem wir diesen Beitrag vernachlässigen, um unsere Idee klarer werden zu lassen, werden wir auf dem Weg, den wir eingeschlagen haben, wesentlich weiter vorschreiten, als angemessen ist. Wir werden dies jedoch ausgleichen können, indem wir danach unseren Weg wieder ein Stück zurückgehen und, insbesondere durch die Wiedereingliederung des Gedächtnisses, dasjenige korrigieren, was unsere Schlußfolgerungen an Überzogenem aufweisen könnten. Man darf in dem Folgenden also nur ein schematisches Exposé sehen, und wir bitten den Leser, daß er vorläufig unter Wahrnehmung nicht meine konkrete und komplexe Wahrnehmung verstehe, jene, die durch meine Erinnerungen aufgebläht wird und immer ein gewisses Maß an Dauer aufweist, sondern die *reine* Wahrnehmung, eine Wahrnehmung, die eher de jure als de facto existiert, jene, die ein Wesen besäße, das sich dort befindet, wo ich bin, lebt, wie ich

lebe, jedoch gänzlich in der Gegenwart aufgehend und – durch die Elimination des Gedächtnisses in all seinen Formen – dazu fähig, eine zugleich unmittelbare und momenthafte Schau der Materie zu erlangen. Versetzen wir uns ins Feld dieser Hypothese und fragen wir uns, wie sich dann die bewußte Wahrnehmung erklärt.

Das Bewußtsein herzuleiten wäre ein sehr gewagtes Unterfangen, aber das ist hier auch wirklich gar nicht nötig, da man, indem man die materielle Welt setzt, schon einen Gesamtzusammenhang von Bildern als gegeben nimmt und | es im übrigen unmöglich ist, etwas anderes als gegeben zu nehmen. Keine einzige Theorie der Materie entkommt dieser Notwendigkeit. Reduziert man die Materie auf Atome in Bewegung, so lassen sich diese Atome, seien sie auch aller physikalischen Qualitäten bar, doch nur in bezug auf eine mögliche Schau und eine mögliche Berührung bestimmen, wobei jene ohne Licht und diese ohne Materialität erfolgen würde. Wenn man das Atom zu Kraftzentren verdichtet oder es in Wirbel auflöst, die in einem kontinuierlichen Fluidum ihre Kreise ziehen, so lassen sich dieses Fluidum, diese Bewegungen und diese Zentren selbst nur in bezug auf einen machtlosen Tastsinn, einen wirkungslosen Antrieb und ein farbloses Licht bestimmen; es sind wiederum immer noch Bilder. Es ist wahr, daß ein Bild *sein* kann, ohne *wahrgenommen zu sein*; es kann gegenwärtig sein, ohne vorgestellt zu sein;¹ und es scheint

¹ Im Französischen haben »gegenwärtig« (*présent*) und »vorgestellt« (*représenté*) denselben Wortstamm, wodurch diese Argumentation im Original notwendig einen anderen Klang hat als in der Übersetzung. Das sich in dieser Hinsicht anbietende deutsche Wortpaar »gegenwärtig« – »vergegenwärtigen« scheidet hier aber als Übersetzung aus, weil dadurch die Einheit des sonst mit »vorstellen« – und Vorstellung (*représentation*) – zu übersetzenden Begriffs verlorengehe und weil »vergegenwärtigen« im Deutschen impliziert, daß etwas, was nicht gegenwärtig ist, (wieder) in die Gegenwart geholt wird, was im obigen Kontext offensichtlich widersinnig wäre. Eine weitere Schwierigkeit ergibt sich an dieser Stelle für die Substantive dieser Gegenüberstellung (*présence*

eben gerade, als gäbe die Distanz zwischen diesen beiden Begriffen, Gegenwärtigkeit und Vorstellung, den Abstand zwischen der Materie selbst und der bewußten Wahrnehmung an, die wir von ihr haben. Doch wir wollen diese Dinge¹ näher untersuchen und sehen, worin genau diese Differenz besteht. Wenn *mehr* in dem zweiten Term läge, als im ersten, wenn man, um von der Gegenwärtigkeit zur Vorstellung überzugehen, etwas hinzufügen müßte, wäre die Entfernung unüberwindlich und der Übergang von der Materie zur Wahrnehmung bliebe von einem undurchdringlichen Geheimnis umhüllt. Es verhielte sich anders, wenn man auf dem Wege der Verringerung vom ersten zum zweiten Term übergehen könnte und die Vorstellung eines Bildes *weniger* wäre als dessen bloße Gegenwart; denn dann würde es genügen, daß die gegenwärtigen Bilder gezwungen wären, etwas von sich selbst aufzugeben, damit ihre schlichte Gegenwart sie in Vorstellungen verwandeln würde. Hier ist nun das Bild, das ich einen materiellen Gegenstand nenne; ich habe die Vorstellung von ihm. Woher kommt es, daß es an sich nicht das zu sein scheint, was

und *représentation*). Das Französische unterscheidet zwischen *la présence* (die Gegenwart/Gegenwärtigkeit/Anwesenheit) und *le présent* (die Gegenwart als Zeitdimension/das Gegenwärtige; s. dazu Nachwort d. Ü., S. 314). Für beide Begriffe lautet das Adjektiv *présent*. Wenn man also *présence*, wie es sich in dieser Passage anbieten würde, mit ›Anwesenheit‹ und dementsprechend *présent* mit ›anwesend‹ übersetzt, fehlt zum einen die in allen Formen im Wortstamm deutlich anklingende zeitliche Komponente und zum anderen ergäbe sich beim Adjektiv das Problem einer uneinheitlichen Übersetzung, welche hier besonders störend wäre, da in Bergsons Argumentation beide Sinne fließend ineinander übergehen. Aus diesem Grund wird *présence* im Folgenden ebenfalls mit ›Gegenwart‹ wiedergegeben, lediglich dort, wo sich nicht aus dem Kontext erschließen läßt, daß im Französischen *présence* stehen muß, wird es mit ›Gegenwärtigkeit‹ übersetzt. [A. d. Ü.]

¹ In der ersten Ausgabe von *Matière et mémoire* (I) steht hier statt ›diese Dinge‹ nur ›die Dinge‹. Zu den bisherigen Ausgaben von *Matière et mémoire* siehe unten S. 315 f. [A. d. Ü.]

es für mich ist? Es liegt daran, daß es mit der Totalität der anderen Bilder zusammenhängt und sich in denen, | die ihm folgen, fortsetzt, ebenso wie es jene fortführte, die ihm vorausgingen. Um seine schlichte und reine Existenz in eine Vorstellung zu verwandeln, würde es genügen, auf einen Schlag das, was ihm folgt, das, was ihm vorhergeht, sowie auch das, was es ausfüllt, auszulöschen und nur die äußere Schale, die oberste Haut von ihm zu behalten. Was dieses, das gegenwärtige Bild, die objektive Realität, von einem vorgestellten Bild unterscheidet, ist die Notwendigkeit, in der es sich befindet, mit jedem seiner Punkte auf alle Punkte der anderen Bilder einzuwirken, die Totalität dessen, was es empfängt, weiterzugeben, jeder Wirkung eine gleichwertige und gegensätzliche Reaktion entgegenzusetzen, kurz, nur ein Weg zu sein, über den in alle Richtungen die Modifikationen laufen, die sich in der unermeßlichen Weite des Universums ausbreiten. Ich würde es zur Vorstellung umwandeln, wenn ich es isolieren könnte, wenn ich vor allem seine Hülle isolieren könnte. Die Vorstellung ist durchaus da, aber immer virtuell und – im selben Moment, in dem sie in den Akt übergehen würde – durch den Zwang, sich in etwas anderem fortzusetzen und zu verlieren, neutralisiert. Um diese Umwandlung zu erreichen, braucht man den Gegenstand nicht zu erhellen, sondern muß im Gegenteil einige seiner Seiten verdunkeln, ihn um den größten Teil seiner selbst verringern, derart, daß das Relikt, anstatt wie ein *Ding* in die Umgebung eingepaßt zu bleiben, sich von dieser abhebt wie ein *Gemälde*. Wenn nun aber die Lebewesen »Indeterminiertheitszentren« im Universum darstellen und wenn der Grad dieser Indeterminiertheit sich an der Zahl und der Gehobenheit ihrer Funktionen bemißt, dann begreift man, daß ihre bloße Gegenwart der Auslöschung all jener Teile der Gegenstände gleichkommen kann, die für ihre Funktionen nicht von Interesse sind. Sie würden in gewisser Weise diejenigen unter den äußeren Wirkungen, die ihnen gleichgültig sind, durch sich hindurchgehen lassen; die anderen, so isolierten, werden eben durch ihre Iso-

lierung selbst zu »Wahrnehmungen«. Für uns wird sich also alles so abspielen, | als ob wir das Licht, das von den Oberflächen ausstrahlt, wieder auf sie zurückwerfen würden, ein Licht, das, hätte es sich immer weiter ausgebreitet, niemals offenbar geworden wäre. Die Bilder, die uns umgeben, werden unserem Körper das Gesicht zuzuwenden scheinen, das ihn interessiert, dieses Mal jedoch beleuchtet; sie heben von ihrer Substanz das ab, was wir im Vorüberziehen festgehalten haben, das, was wir zu beeinflussen vermögen. Einander gegenüber aufgrund des radikalen Mechanismus, der sie bindet, indifferent, zeigen sie sich wechselseitig alle ihre Gesichter zugleich, was letztlich bedeutet, daß sie untereinander mit all ihren elementaren Bestandteilen wirken und reagieren und daß folglich kein einziges von ihnen wahrgenommen wird noch bewußt wahrnimmt. Stoßen sie jedoch im Gegenteil irgendwo auf eine gewisse Spontaneität der Reaktion, so wird ihr Wirken im selben Maße verringert, und diese Verringerung ihres Wirkens ist eben gerade die Vorstellung, die wir von ihnen haben. Unsere Vorstellung der Dinge würde also letztlich daraus geboren, daß diese sich an unserer Freiheit reflektieren.

Wenn ein Lichtstrahl von einem Milieu in ein anderes übergeht, so wird er dieses im allgemeinen mit geänderter Richtung durchqueren. Es kann jedoch die jeweilige Dichte der zwei Milieus so ausfallen, daß es für einen bestimmten Einfallswinkel keine mögliche Brechung mehr gibt. Dann kommt es zur Totalreflexion. Es bildet sich ein virtuelles Bild des Lichtpunkts, welches in gewisser Weise die Unmöglichkeit symbolisiert, in der sich die Lichtstrahlen befinden, ihren Weg weiterzuverfolgen. Die Wahrnehmung ist ein Phänomen derselben Art. Das, was gegeben ist, ist die Totalität der Bilder der materiellen Welt mitsamt der Totalität ihrer inneren Elemente. Wenn man jedoch Zentren wahrhafter, das heißt spontaner Aktivität annimmt, dann scheinen die Strahlen, die dorthin gelangen und für diese Aktivität von Interesse wären, anstatt diese Zentren zu durchqueren, | zurückzukommen und die Konturen des Gegenstandes nachzuzeichnen,

der sie aussendet. Darin läge nichts Positives, nichts, was zu dem Bild hinzukäme, nichts Neues. Die Gegenstände würden nur etwas von ihrem realen Wirken aufgeben, um so ihr virtuelles Wirken, das heißt im Grunde den möglichen Einfluß des Lebewesens auf sie, abzubilden. Die Wahrnehmung ähnelt also durchaus diesen Phänomenen der Reflexion, die von einer verminderten Lichtbrechung herrühren; es handelt sich gleichsam um einen Luftspiegelungseffekt.

Das läuft darauf hinaus, daß für die Bilder zwischen *sein* und *bewußt wahrgenommen sein* ein schlichter Unterschied des Grades und nicht des Wesens besteht. Die Realität der Materie besteht in der Totalität ihrer Elemente und deren Wirkungen aller Art. Unsere Vorstellung von der Materie ist das Maß unseres möglichen Einwirkens auf die Körper; sie ergibt sich aus der Elimination dessen, was für unsere Bedürfnisse und, allgemeiner, unsere Funktionen nicht von Interesse ist. In einem gewissen Sinne könnte man sagen, daß die Wahrnehmung irgendeines unbewußten materiellen Punktes in ihrer Momenthaftigkeit unendlich viel umfassender und vollständiger ist als die unsere, da dieser Punkt das Wirken aller Punkte der materiellen Welt auffängt und weitergibt, während unser Bewußtsein davon nur bestimmte Teile von bestimmten Seiten her erreicht. Das Bewußtsein besteht – im Fall der äußeren Wahrnehmung – eben genau in dieser Auswahl. Doch gibt es in dieser notwendigen Armut unserer bewußten Wahrnehmung etwas Positives, das schon den Geist ankündet: es ist das Unterscheiden¹ im etymologischen Wortsinn.

¹ Das Verbalnomen »Unterscheiden« steht hier und in der Folge für *discernement* (in Abgrenzung zu ›Unterscheidung‹ für *distinction/différenciation*). *Discernement* von *discerner*, lat. *discernere*, *cernere*, hat ein ebenso breites Bedeutungsspektrum wie diese beiden lateinischen Verben. Es bedeutet ›Unterscheiden‹ im Sinne des Voneinanderscheidens und -absonderns, der unterscheidenden Auswahl, und dies sowohl im visuellen Sinne (eine Gestalt ausmachen, erkennen) als auch im geistigen Sinne (unterscheidendes Erkennen, oft in bezug auf die Erkenntnis bzw.

Die ganze Schwierigkeit des uns beschäftigenden Problems rührt daher, daß man sich die Wahrnehmung als einen photographischen Anblick der Dinge vorstellt, der von einem bestimmten Punkt mit einem speziellen Apparat, wie eben dem Wahrnehmungsorgan, aufgenommen wird und der | dann in der Hirnsubstanz durch was weiß ich für einen chemischen und psychischen Elaborierungsprozeß entwickelt würde. Wie aber vermag man nicht zu sehen, daß die Photographie, wenn es da eine Photographie gibt, schon aufgenommen und schon abgezogen wurde, im Inneren der Dinge selbst und für alle Punkte des Raumes? Keine Metaphysik, selbst keine Physik kann sich diesem Schluß entziehen. Wenn man das Universum aus Atomen zusammensetzt, so werden in jedem von ihnen in Qualität und Quantität und je nach der Entfernung variierend die von allen Atomen der Materie ausgeübten Wirkungen spürbar. Und nimmt man Kraftzentren, so lenken die von allen Zentren in alle Richtungen ausgesandten Kraftlinien auf jedes Zentrum die Einflüsse der gesamten materiellen Welt. Und seien es schließlich Monaden, so wäre, wie Leibniz es wollte, jede Monade der Spiegel des Universums. Alle Welt stimmt also in diesem Punkte überein. Allein, wenn man einen beliebigen Ort des Universums betrachtet, so kann man sagen, daß das Wirken der gesamten Materie dort ohne Widerstand und ohne Verlust hindurchgeht und daß die Photographie des Ganzen dort lichtdurchlässig ist: Es fehlt hinter der Photoplatte ein schwarzer Schirm, auf dem das Bild sich abheben würde. Unsere »Zonen der Indeterminiertheit« würden in gewisser Weise die Rolle dieses Schirmes spielen. Sie fügen dem, was ist, nichts hinzu; sie bewirken lediglich, daß das reale Wirken hindurchgeht und das virtuelle Wirken zurückbleibt.

Unterscheidung von Gut und Böse angewandt). Als Substantiv wird es zudem für die Bezeichnung des entsprechenden geistigen Vermögens verwendet und läßt sich dann mit Urteils- oder Unterscheidungsvermögen übersetzen. [A. d. Ü.]

Dies ist keine Hypothese. Wir beschränken uns darauf, die Gegebenheiten zu formulieren, ohne die keine Theorie der Wahrnehmung auskommen kann. In der Tat wird kein Psychologe an das Studium der äußeren Wahrnehmung herantreten, ohne zumindest die Möglichkeit einer materiellen Welt zu setzen, das heißt im Grunde die virtuelle Wahrnehmung aller Dinge. In dieser schlicht möglichen materiellen Masse wird man jenen speziellen Gegenstand isolieren, den ich meinen Körper nenne, und in diesem Körper die Wahrnehmungszentren: Man wird mir zeigen, wie die Schwingungen | von einem beliebigen Punkt im Raum kommen, sich entlang der Nerven fortpflanzen und die Zentren erreichen. Doch hier vollzieht sich ein wahrer Theaterstreich. Diese materielle Welt, die den Körper umgibt, diesen Körper, der das Gehirn beherbergt, dieses Gehirn, in dem man Zentren unterschied, all diese befiehlt man brüsk hinfort; und wie mit einem Zauberstab läßt man nun wie etwas absolut Neues die Vorstellung von dem auftauchen, was man zuvor gesetzt hatte. Diese Vorstellung schiebt man aus dem Raum hinaus, damit sie nichts mehr mit der Materie gemein hat, von der man ausgegangen war: Was die Materie selbst betrifft, so würde man dieser gerne entraten, kann dies jedoch nicht, da ihre Phänomene unter sich eine so strenge und gegenüber dem Punkt, den man als Ursprung wählt, so indifferente Ordnung aufweisen, daß diese Regelmäßigkeit und diese Indifferenz wahrhaft eine unabhängige Existenz konstituieren. Man muß sich also wohl oder übel darein ergeben, das Gespenst der Materie zurückzubehalten. Immerhin wird man sie aller Qualitäten entkleiden, die Leben schenken. In einem amorphen Raum wird man Figuren ausschneiden, die sich bewegen; oder auch (was ungefähr auf dasselbe hinausläuft) sich Größenverhältnisse ausmalen, die sich zwischen ihnen ausbilden, Funktionen, die sich weiterentwickeln, indem sie ihren Inhalt entfalten: Fortan wird sich die mit den abgezogenen Häuten der Materie befüllte Vorstellung in einem inextensiven Bewußtsein frei entfalten. Doch mit dem Zuschneiden ist es nicht

getan, man muß auch zusammennähen. Man muß nun erklären, wie jene Qualitäten, die man von ihrer materiellen Unterlage abgelöst hat, wieder mit dieser zusammenfinden. Jedes Attribut, um das man die Materie schmälert, vergrößert den Abstand zwischen der Vorstellung und ihrem Gegenstand. Wenn man diese Materie zu etwas Unausgedehntem macht, wie wird sie dann die Ausdehnung erhalten? Wenn man sie auf homogene Bewegung reduziert, woraus wird dann die Qualität geboren? | Und vor allem: Wie soll man sich einen Bezug zwischen dem Ding und dem Bild, zwischen der Materie und dem Denken vorstellen, da jeder von diesen beiden Termen per definitionem nur das besitzt, was dem anderen fehlt? So sprießen mit jedem Schritt die Schwierigkeiten und jede Anstrengung, die man unternimmt, um eine von ihnen auszuräumen, vermag sie lediglich in viele weitere aufzulösen. Was dagegen verlangen wir? Einfach nur, auf jenen Zauberstreich zu verzichten und weiter auf dem Weg voranzuschreiten, den man zunächst eingeschlagen hatte. Man hatte uns gezeigt, wie die äußeren Bilder die Sinnesorgane erreichen, die Nerven modifizieren und ihren Einfluß ins Gehirn fortpflanzen. Nun verfolge man dies bis zum Ende. Die Bewegung wird die Hirnsubstanz durchqueren, nicht ohne darin zu verweilen, und dann zu einer willensgesteuerten Handlung erblühen. Damit haben wir den ganzen Mechanismus der Wahrnehmung. Was die Wahrnehmung selbst, als Bild, betrifft, so braucht man deren Genese nicht nachzuzeichnen, da man sie von vornherein gesetzt hat und sie im übrigen gar nicht nicht setzen konnte: Denn hat man etwa nicht, indem man das Gehirn als gegeben nahm, indem man das geringste Quentchen von Materie als gegeben nahm, die Totalität der Bilder als gegeben genommen? *Was man folglich zu erklären hat, ist nicht, wie die Wahrnehmung ins Leben gerufen wird, sondern wie sie sich begrenzt, da sie de jure das Bild des Ganzen wäre, sich aber de facto auf das reduziert, was für uns von Interesse ist.* Doch wenn sie sich eben dadurch vom reinen und einfachen Bild unterscheidet, daß ihre Teile sich um ein variables Zentrum an-

ordnen, dann begreift man ihre Begrenztheit mühelos: De jure unbegrenzt, beschränkt sie sich de facto darauf, den Anteil an Indeterminiertheit abzuzeichnen, der dem Vorgehen jenes speziellen Bildes belassen ist, das wir unseren Körper nennen. Und folglich zeigt umgekehrt die Indeterminiertheit der Bewegungen des Körpers, so wie sie sich aus der Struktur der grauen Substanz des Gehirns ergibt, das exakte Maß des Umfangs | unserer Wahrnehmung an. Man darf sich also nicht wundern, wenn sich alles so abspielt, *als ob* unsere Wahrnehmung aus den inneren Bewegungen des Gehirns resultieren würde und in gewisser Weise aus den kortikalen Zentren hervorginge. Sie kann unmöglich daher kommen, da das Gehirn ein Bild ist wie die anderen, eingehüllt in die Masse der anderen Bilder, und es wäre absurd, daß das Behältnis aus dem Inhalt hervorginge. Doch da die Struktur des Gehirns den genauen Plan der Bewegungen abgibt, zwischen denen man die Wahl hat, und da andererseits jener Teil der äußeren Bilder, der auf sich selbst zurückzukommen scheint, um so die Wahrnehmung zu konstituieren, eben gerade all die Punkte des Universums abzeichnet, auf welche diese Bewegungen Zugriff hätten, entsprechen bewußte Wahrnehmung und zerebrale Modifikation einander strikt. Die wechselseitige Abhängigkeit dieser beiden Terme rührt also schlicht daher, daß sie beide Funktion eines dritten sind: der Indeterminiertheit des Wollens.

Man nehme zum Beispiel einen Lichtpunkt P, dessen Strahlen auf die verschiedenen Punkte *a*, *b*, *c* der Netzhaut einwirken. In diesem Punkt P lokalisiert die Wissenschaft Schwingungen mit einer bestimmten Amplitude und einer bestimmten Dauer. In diesem selben Punkt P nimmt das Bewußtsein Licht wahr. Wir nehmen uns vor, im Laufe dieser Studie zu zeigen, daß beide recht haben und daß es keinen wesensmäßigen Unterschied zwischen diesem Licht und diesen Bewegungen gibt, sofern man der Bewegung die Einheit, Unteilbarkeit und qualitative Heterogenität zurückgibt, die eine abstrakte Mechanik ihr verwehrt, und sofern man des weiteren in den Empfindungsqualitäten lauter durch

unser Gedächtnis vollzogene *Kontraktionen* sieht: Wissenschaft und Bewußtsein würden im Momenthaften zur Deckung kommen. Beschränken wir uns vorläufig darauf, zu sagen, daß der Punkt P Lichtschwingungen auf die Netzhaut sendet, ohne hier den Sinn der Worte zu sehr zu vertiefen. | Was wird geschehen? Wenn das visuelle Bild des Punktes P nicht gegeben wäre, dann gäbe es Anlaß zu erforschen, wie es sich bildet, und man stünde sehr schnell vor einem unlösbaren Problem. Aber wie man es auch anfängt, man kann sich gar nicht hindern, es von Anfang an zu setzen: Die einzige Frage ist also, warum und wie dieses Bild dazu *ausgewählt wird*, Teil meiner Wahrnehmung zu werden, wo doch eine Unendlichkeit anderer Bilder davon ausgeschlossen bleiben. Nun aber sehe ich, daß die vom Punkt P auf die verschiedenen Retinakorpuskeln übertragenen Schwingungen zu den subkortikalen und kortikalen optischen Zentren geleitet werden, oft auch zu weiteren Zentren, und daß diese Zentren sie mal zu motorischen Mechanismen weiterleiten und mal vorläufig aufhalten. Es sind also durchaus die betroffenen Nerven-elemente, die der empfangenen Schwingung ihre Wirksamkeit verleihen; sie symbolisieren die Indeterminiertheit des Wollens; von ihrer Unversehrtheit hängt diese Indeterminiertheit ab; und folglich wird jede Schädigung dieser Elemente, indem sie unsere mögliche Handlung schmälert, im gleichen Maß die Wahrnehmung schmälern. Mit anderen Worten, wenn es in der materiel-len Welt Punkte gibt, an denen die aufgefangenen Schwingungen nicht mechanisch übertragen werden, wenn es, wie wir es sagten, Zonen der Indeterminiertheit gibt, dann müssen diese Zonen eben gerade auf dem Weg dessen anzutreffen sein, was man den sensomotorischen Prozeß nennt; und folglich muß sich alles so abspielen, als ob die Strahlen *Pa*, *Pb*, *Pc* im Lauf dieses Weges *wahrgenommen* und anschließend auf P *projiziert* wurden. Und mehr noch, wenn diese Indeterminiertheit auch etwas ist, das sich dem Experiment und der Berechnung entzieht, so verhält es sich nicht so mit den Nerven-elementen, von denen der Eindruck

aufgefangen und übertragen wird. Es sind also diese Elemente, mit denen sich die Physiologen und Psychologen werden befassen müssen; nach ihnen werden sich alle Einzelheiten der äußeren Wahrnehmung richten und durch sie sich erklären. | Wenn man will, könnte man sagen, daß sich der Reiz, nachdem er an diesen Elementen entlang gelaufen ist und das Zentrum erreicht hat, dort in ein bewußtes Bild umwandelt, das danach im Punkt P veräußerlicht wird. Doch, wenn man sich so ausdrückt, beugt man sich schlicht den Forderungen der wissenschaftlichen Methode; man beschreibt in keiner Weise den realen Prozeß. Tatsächlich gibt es kein inextensives Bild, das sich im Bewußtsein bilden und dann auf P projiziert werden würde. Die Wahrheit ist, daß der Punkt P sowie die Strahlen, die er aussendet, die Netzhaut und die betroffenen Nerven-elemente ein zusammenhängendes Ganzes bilden, daß der Lichtpunkt P Teil dieses Ganzen ist und daß das Bild von P sehr wohl in P und nirgends anders gebildet und wahrgenommen wird.

Wenn wir uns die Dinge so vorstellen, dann tun wir nichts anderes, als zu der naiven Überzeugung des gemeinen Menschenverstandes zurückzukehren. Anfangs haben wir alle geglaubt, daß wir in den Gegenstand selbst eindringen, daß wir ihn in ihm wahrnehmen und nicht in uns. Wenn der Psychologe eine so einfache, dem Wirklichen so nahe kommende Idee verschmäht, so liegt das daran, daß der intrazerebrale Prozeß, dieser winzige Teil der Wahrnehmung, ihm das Äquivalent der gesamten Wahrnehmung zu sein scheint. Würde man den wahrgenommenen Gegenstand auslöschen, dabei aber diesen internen Prozeß bewahren, so scheint ihm das Bild des Gegenstandes fortzubestehen. Und sein Glaube ist leicht erklärt: Es gibt zahlreiche Zustände, wie z. B. Halluzination oder Traum, in denen Bilder auftauchen, die in allen Punkten die äußere Wahrnehmung nachahmen. Da in einem solchen Fall der Gegenstand verschwunden ist, während das Gehirn bestehenbleibt, schließt man daraus, daß das Hirnphänomen für die Erzeugung des Bildes ausreicht. Doch darf man nicht

vergessen, daß in all den psychologischen Zuständen dieser Art das Gedächtnis die Hauptrolle spielt. Nun aber werden wir weiter unten zu zeigen versuchen, daß, wenn man die Wahrnehmung, so wie wir sie verstehen, einmal zugesteht, das Gedächtnis auftreten *muß* | und daß dieses Gedächtnis ebensowenig wie die Wahrnehmung selbst seine reale und vollständige Bedingung in einem Hirnzustand hat. Ohne noch mit der Untersuchung dieser beiden Punkte zu beginnen, wollen wir uns darauf beschränken, eine sehr einfache Beobachtung darzulegen, die im übrigen nicht neu ist. Bei vielen Blindgeborenen sind die Sehzentren intakt: Dennoch leben und sterben sie, ohne jemals ein visuelles Bild geformt zu haben. Ein solches Bild kann also nur dann erscheinen, wenn der äußere Gegenstand eine Rolle gespielt hat, zumindest ein erstes Mal: Er muß folglich, zumindest das erste Mal, tatsächlich in die Vorstellung eingegangen sein. Nun aber verlangen wir für den Augenblick gar nichts anderes, da es die reine Wahrnehmung ist, die wir hier behandeln, und nicht die durch das hinzutretende Gedächtnis komplexer gestaltete Wahrnehmung. Wenn man also den Beitrag des Gedächtnisses zurückweist und die Wahrnehmung im Rohzustand in den Blick nimmt, muß man gezwungenermaßen anerkennen, daß es niemals ein Bild ohne Gegenstand gibt. Sobald man aber den intrazerebralen Prozessen den äußeren Gegenstand zur Seite stellt, der deren Ursache ist, verstehe ich sehr gut, wie das Bild dieses Gegenstandes mit ihm und in ihm gegeben ist, wie es hingegen aus der zerebralen Bewegung geboren werden sollte, verstehe ich überhaupt nicht.

Wenn eine Schädigung der Nerven oder der Zentren den Weg der Nervenschwingungen unterbricht, wird die Wahrnehmung im selben Maße geschwächt. Soll uns das wundern? Die Rolle des Nervensystems besteht darin, diese Schwingungen zu nutzen und sie in real oder virtuell vollzogene praktische Schritte umzuwandeln. Wenn aus dem einen oder anderen Grund der Reiz nicht mehr durchkommt, wäre es seltsam, wenn die entsprechende Wahrnehmung noch stattfände, da diese Wahrnehmung

unseren Körper dann mit Punkten des Raumes in Beziehung setzen würde, die ihn nicht mehr direkt dazu einladen würden, eine Wahl zu treffen. Wenn man den optischen Nerv eines Tieres durchtrennt, dann überträgt sich die von dem Lichtpunkt ausgehende Schwingung nicht mehr auf das | Gehirn und von dort auf die motorischen Nerven; das Band, das unter Einschluß des optischen Nervs den äußeren Gegenstand mit den motorischen Mechanismen des Tieres verband, ist zerrissen: Die visuelle Wahrnehmung ist folglich machtlos geworden, und in dieser Machtlosigkeit besteht gerade die Unbewußtheit. Daß die Materie ohne das Zutun eines Nervensystems und ohne Sinnesorgane wahrgenommen werden könnte, ist nicht theoretisch undenkbar; es ist aber praktisch unmöglich, weil eine Wahrnehmung dieser Art zu nichts dienen würde. Sie wäre einem Geisterwesen und nicht einem lebenden, das heißt handelnden Wesen angemessen. Man stellt sich den lebenden Körper wie einen Staat im Staate¹ vor, das Nervensystem wie ein separates Wesen, dessen Funktion zunächst darin bestünde, Wahrnehmungen zu erstellen und dann Bewegungen zu erschaffen. In Wahrheit spielt mein Nervensystem, das zwischen die Gegenstände, die meinen Körper in Schwingungen versetzen, und jene, die ich beeinflussen könnte, geschaltet ist, die Rolle eines einfachen Leiters, der Bewegung überträgt, aufteilt und hemmt. Dieser Leiter setzt sich aus einer ungeheuren Vielzahl von Fäden zusammen, die von der Peripherie zum Zentrum und vom Zentrum zur Peripherie gespannt sind. So viele von der Peripherie zum Zentrum laufende Fäden es gibt, so viele Punkte des Raumes gibt es, die an meinen Willen appellieren und sozusagen eine elementare Frage an meine motorische Aktivität stellen können: Jede gestellte Frage ist eben gerade das, was man eine Wahrnehmung nennt. Auch wird die Wahr-

¹ Die kritische Ausgabe verweist hier für die Herkunft des Begriffs auf Spinoza, *Ethik*, Buch III, Vorwort. Bergson greift diesen Begriff am Ende des Buches nochmals auf (s. hier S. 303 und die dortige Anmerkung 2). [A. d. Ü.]

nehmung jedesmal um eines ihrer Elemente beschnitten, wenn einer der sogenannten sensiblen Fäden durchtrennt wird, da dann irgendein Teil des äußeren Gegenstandes die Macht verliert, an die Aktivität zu appellieren, und ebenso jedesmal, wenn eine feste Gewohnheit angenommen wurde, denn in diesem Fall läßt die schon ganz fertige Replik die Frage unnötig werden. Das, was im einen wie im anderen Fall verschwindet, ist die sichtbare Reflexion der Schwingung auf sich | selbst, die Rückkehr des Lichtes zu dem Bild, von dem es ausgeht, oder vielmehr diese Aufspaltung, dieses *Unterscheiden*, das bewirkt, daß aus dem Bild die Wahrnehmung heraustritt. Man kann also sagen, daß die Einzelheiten der Wahrnehmung sich exakt nach denen der sogenannten sensiblen Nerven gestalten, daß jedoch die Wahrnehmung in ihrer Gesamtheit den wahren Grund ihrer Existenz in der Tendenz des Körpers hat, sich zu bewegen.

Was über diesen Punkt im allgemeinen Illusionen entstehen läßt, ist die augenscheinliche Indifferenz unserer Bewegungen gegenüber dem Reiz, der zu ihnen Anlaß gibt. Es scheint, daß die Bewegung meines Körpers, durch die ich einen Gegenstand erreiche und modifiziere, dieselbe bleibt, ob mir nun das Gehör seine Existenz kundgetan hat oder ob er mir durch den Gesichts- oder Tastsinn offenbart wurde. Meine motorische Aktivität wird also zu einer separaten Entität, einer Art Reservoir, aus dem die Bewegung nach Belieben hervorgeht, immer dieselbe für eine selbe Handlung, ganz gleich, durch welche Bildgattung ihr Zustandekommen auch angeregt wurde. Die Wahrheit aber ist, daß der Charakter äußerlich identischer Bewegungen innerlich modifiziert ist, je nachdem, ob sie die Replik auf einen visuellen, tastsinnlichen oder auditiven Eindruck darstellen. Ich erblicke eine Vielzahl von Gegenständen im Raum; jeder von ihnen erregt als visuelle Form meine Aktivität. Wenn ich nun plötzlich das Augenlicht verliere, verfüge ich zweifellos noch über dieselbe Quantität und Qualität von Bewegungen im Raum; doch diese Bewegungen können nicht mehr anhand der visuellen Ein-

drücke koordiniert werden; sie werden künftig zum Beispiel Tasteindrücken folgen müssen, und es wird sich zweifellos im Gehirn eine neue Anordnung abzeichnen: Die Protoplasmafortsätze der motorischen Nervenlemente in der Hirnrinde werden mit einer diesmal sehr viel weniger großen Anzahl jener Nervenlemente in Verbindung stehen, die man als sensorische bezeichnet. Meine Aktivität ist also durchaus wirklich geschmälert, und zwar in dem Sinne, daß, | wenn ich auch dieselben Bewegungen hervorzubringen vermag, die Gegenstände mir weniger Anlaß dazu bieten. Und folglich bestand der wesentliche, tiefgreifende Effekt jener jähen Unterbrechung der optischen Leitung darin, einen ganzen Teil der Anregungen meiner Aktivität auszulöschen: Nun ist aber diese Anregung, wie wir gesehen haben, die Wahrnehmung selbst. Wir legen hier den Finger auf den Irrtum derer, die die Wahrnehmung aus der sensorischen Schwingung im eigentlichen Sinne entstehen lassen und nicht aus einer Art Frage, die an unsere motorische Aktivität gestellt wird. Sie lösen diese motorische Aktivität vom Wahrnehmungsprozeß ab, und da sie die Austilgung der Wahrnehmung zu überleben scheint, schließen sie daraus, daß die Wahrnehmung in den sogenannten sensorischen Nervenlementen lokalisiert ist. Die Wahrheit aber ist, daß sie ebensowenig in den sensorischen wie in den motorischen Zentren ist; sie gibt das Maß der Komplexität von deren Beziehungen an und existiert dort, wo sie erscheint.

Die Psychologen, die die Kindheit studiert haben, wissen sehr gut, daß unsere Vorstellung anfangs unpersönlich ist. Erst nach und nach und kraft vieler induktiver Schlüsse macht sie sich unseren Körper als Zentrum zu eigen und wird *unsere* Vorstellung. Der Mechanismus dieses Vorgangs ist im übrigen leicht zu begreifen. Im selben Maße, in dem mein Körper sich im Raum fortbewegt, variieren alle anderen Bilder; dieses eine hingegen bleibt invariabel. Daher muß ich schon ein Zentrum daraus machen, auf das ich alle anderen Bilder beziehen werde. Mein Glaube an eine Außenwelt kommt nicht und kann nicht daher kommen, daß ich

inextensive Empfindungen aus mir heraus projiziere: Wie sollten diese Empfindungen Ausdehnung erlangen, und woher könnte ich den Begriff der Äußerlichkeit ziehen? Wenn man aber zugesteht, daß der Gesamtzusammenhang der Bilder von Anfang an gegeben ist, so wie es die Erfahrung bezeugt, dann sehe ich durchaus, wie mein Körper schließlich dazu kommt, in diesem Gesamtzusammenhang | eine privilegierte Position einzunehmen. Und ich verstehe auch, wie dann der Begriff des Inneren und des Äußeren geboren wird, der zu Beginn lediglich die Unterscheidung zwischen meinem Körper und den übrigen Körpern ist. Geht man nämlich von meinem Körper aus, so wie man es gewöhnlich tut, so wird man mir nie begreiflich machen, wie sich an der Oberfläche meines Körpers empfangene Eindrücke, die zudem nur diesen Körper betreffen, für mich als unabhängige Gegenstände konstituieren und eine Außenwelt bilden. Nimmt man im Gegenteil die Bilder im allgemeinen als gegeben, so wird sich mein Körper letzten Endes notwendig inmitten von ihnen als etwas Unterschiedenes abzeichnen, da sie sich ohne Unterlaß verändern, während er invariabel bleibt. Die Unterscheidung von Innerem und Äußerem wird sich so auf die von Teil und Ganzem zurückführen lassen. Als erstes gibt es den Gesamtzusammenhang der Bilder; in diesem Gesamtzusammenhang gibt es »Handlungszentren«, an denen sich die Bilder, die von Interesse sind, zu reflektieren scheinen: Auf diese Weise werden die Wahrnehmungen geboren und die Handlungen vorbereitet. *Mein Körper* ist das, was sich im Zentrum dieser Wahrnehmungen abzeichnet; *meine Person* ist das Wesen, auf das man diese Handlungen beziehen muß. Die Dinge werden klarer, wenn man auf diese Weise von der Peripherie der Vorstellung zum Zentrum fortschreitet, so wie das Kind es tut und wie die unmittelbare Erfahrung und der gemeine Menschenverstand es uns nahelegen. Alles verdunkelt sich hingegen und die Probleme multiplizieren sich, wenn man mit den Theoretikern versucht, vom Zentrum zur Peripherie voranzuschreiten. Woher kommt dann also diese Idee einer Außenwelt, die künst-

lich Stück für Stück aus inextensiven Empfindungen konstruiert wird, bei denen man weder versteht, wie es ihnen gelingen soll, eine ausgedehnte Fläche zu bilden, noch, wie sie anschließend aus unserem Körper herausprojiziert werden sollen? Warum will man, entgegen allem Augenschein, daß ich von meinem bewußten Ich zu meinem Körper voranschreite und dann von meinem Körper zu den übrigen | Körpern, während ich mich tatsächlich von vornherein in die materielle Welt im allgemeinen versetze, um dann fortschreitend jenes Handlungszentrum abzugrenzen, das ich meinen Körper nennen werde, und ihn so von all den übrigen zu unterscheiden? Es sind in diesem Glauben an den am Anfang inextensiven Charakter unserer äußeren Wahrnehmung so viele Illusionen vereint, und man wird in dieser Idee, daß wir rein interne Zustände aus uns herausprojizieren, so viele Mißverständnisse, so viele schiefe Antworten auf schlecht gestellte Fragen finden, daß wir nicht den Anspruch erheben können, auf einen Schlag dort Licht hinein zu bringen. Wir hoffen, daß es nach und nach aufleuchten wird, je klarer wir hinter diesen Illusionen die metaphysische Verwechslung der ungeteilten Ausgedehntheit und des homogenen Raumes und die psychologische Verwechslung der »reinen Wahrnehmung« und des Gedächtnisses hervortreten lassen werden. Darüber hinaus jedoch sind sie auch an reale Tatsachen geknüpft, auf die wir jetzt schon hinweisen können, um deren Interpretation geradezurücken.

Die erste dieser Tatsachen ist, daß unsere Sinne einer Schulung bedürfen. Weder dem Gesichtssinn noch dem Tastsinn gelingt es sofort, seine Eindrücke zu lokalisieren. Dazu ist eine Reihe von Annäherungen und induktiven Schlüssen nötig, durch welche wir nach und nach unsere Eindrücke miteinander koordinieren. Von dort springt man dann zur Idee wesensmäßig inextensiver Empfindungen, welche die Ausgedehntheit konstituieren würden, indem sie sich nebeneinanderreihen. Wer aber sähe nicht, daß in ebenjener Hypothese, die wir uns zu eigen gemacht haben, unsere Sinne gleichermaßen der Schulung bedürfen – zweifellos

nicht, um mit den Dingen überein zu kommen, dafür aber um miteinander in Einklang zu kommen? Hier haben wir also inmitten aller Bilder ein bestimmtes Bild, das ich meinen Körper nenne und dessen virtuelle Handlung sich durch eine augenscheinliche Reflexion der umgebenden Bilder auf sie selbst Ausdruck verleiht. So viele Arten | möglicher Handlung es für meinen Körper gibt, so viele verschiedene Reflexionssysteme wird es für die anderen Körper geben, und jedes dieser Systeme wird einem meiner Sinne entsprechen. Mein Körper benimmt sich also wie ein Bild, das andere reflektiert und sie dabei unter dem Gesichtspunkt der verschiedenen auf sie auszuübenden Wirkungen analysiert. Und folglich symbolisiert jede der Qualitäten, die meine unterschiedlichen Sinne im selben Gegenstand wahrnehmen, eine bestimmte Richtung meiner Aktivität, ein bestimmtes Bedürfnis. Werden nun all diese Wahrnehmungen eines Körpers durch meine verschiedenen Sinne, miteinander vereint, das vollständige Bild dieses Körpers liefern? Zweifellos nicht, da sie aus dem Gesamtzusammenhang herausgepflückt sind. Alle Einflüsse aller Punkte von allen Körpern wahrzunehmen hieße, in den Zustand eines materiellen Gegenstandes hinabzusinken. Bewußt wahrnehmen heißt auswählen, und das Bewußtsein besteht vor allem in diesem praktischen Unterscheiden. Die verschiedenen Wahrnehmungen desselben Gegenstandes, die meine verschiedenen Sinne mir liefern, werden also miteinander vereint nicht das vollständige Bild des Gegenstandes rekonstituieren; sie bleiben voneinander durch Zwischenräume getrennt, die in gewisser Weise das Maß für ebenso viele Lücken in meinen Bedürfnissen sind: Und um diese Zwischenräume zu füllen, ist eine Schulung der Sinne nötig. Diese Schulung hat zum Ziel, meine Sinne untereinander zu harmonisieren, zwischen ihren Daten eine Kontinuität wiederherzustellen, die durch ebenjene Diskontinuität der Bedürfnisse meines Körpers unterbrochen wurde, kurz: das Ganze des materiellen Gegenstandes annäherungsweise zu rekonstruieren. So erklärt sich in unserer Hypothese die Notwendigkeit einer Schu-

lung der Sinne. Vergleichen wir diese Erklärung mit der vorangegangenen. In der ersten fügen sich inextensive Empfindungen des Gesichtsinns mit inextensiven Empfindungen des Tastsinns und der anderen Sinne zusammen, um durch ihre Synthese die Idee eines materiellen Gegenstandes zu liefern. Doch erstens sieht man | nicht, wie diese Empfindungen Ausdehnung erwerben könnten, noch insbesondere, wie, ist diese Ausdehnung einmal de jure erworben, sich die de facto auftretende Vorliebe von dieser oder jener unter ihnen für diesen oder jenen Punkt des Raumes erklären ließe. Und des weiteren kann man sich fragen, durch welche glückliche Übereinkunft, kraft welcher prästabilierten Harmonie sich diese verschiedenartigen Empfindungen miteinander koordinieren, um einen stabilen und fortan verfestigten Gegenstand zu bilden, welcher meiner und der Erfahrung aller Menschen gemein ist und gegenüber den anderen Gegenständen jenen unbeugsamen Regeln unterworfen, die man die Naturgesetze nennt. In der zweiten hingegen sind die »Daten unserer verschiedenen Sinne« Qualitäten der Dinge, die zunächst vielmehr in ihnen als in uns wahrgenommen werden: Ist es erstaunlich, daß sie wieder zueinanderfinden, wo doch allein die Abstraktion sie voneinander getrennt hat? – In der ersten Hypothese ist der materielle Gegenstand nichts von dem, was wir wahrnehmen: Man setzt auf die eine Seite das Bewußtseinsprinzip mitsamt den Empfindungsqualitäten, auf die andere Seite eine Materie, über die man nichts zu sagen vermag und die man durch Negationen definiert, weil man sie zuvor all dessen entkleidet hat, was sie offenbar werden läßt. In der zweiten ist eine immer tiefergehende Erkenntnis der Materie möglich. Weit davon entfernt, von dieser etwas Wahrgenommenes wegzustreichen, müssen wir im Gegenteil alle Empfindungsqualitäten einander annähern, ihre Verwandtschaft wiederfinden und zwischen ihnen die Kontinuität wiederherstellen, die unsere Bedürfnisse unterbrochen haben. Unsere Wahrnehmung der Materie ist dann nicht mehr relativ und auch nicht subjektiv, zumindest im Prinzip und wenn man,

wie wir bald zeigen werden, von der affektiven Empfindung und vor allem dem Gedächtnis einmal absieht; sie ist schlicht durch die Vielheit unserer Bedürfnisse aufgespalten. – In der ersten Hypothese ist der Geist ebenso unerkennbar wie die Materie, da man ihm die undefinierbare Fähigkeit zuschreibt, Empfindungen hervorzurufen – man weiß nicht, woher – und sie – man weiß nicht, warum – in einen Raum zu projizieren, | wo sie dann Körper bilden würden. In der zweiten ist die Rolle des Bewußtseins sauber definiert: Bewußtsein bedeutet mögliche Handlung; und die erworbenen Formen des Geistes, jene, die uns sein Wesen verschleiern, müssen im Lichte dieses zweiten Prinzips ausgeschaltet werden. So sieht man in unserer Hypothese die Möglichkeit durchscheinen, den Geist klarer von der Materie zu unterscheiden und eine Annäherung dieser beiden vorzunehmen. Doch lassen wir diesen ersten Punkt beiseite und kommen wir zum zweiten.

Die zweite der ins Feld geführten Tatsachen besteht in dem, was man lange Zeit »die spezifische Nervenenergie« nannte. Man weiß, daß die Reizung des Sehnervs durch einen äußeren Stoß oder durch elektrischen Strom eine visuelle Empfindung ergibt und daß einen derselbe elektrische Strom, wenn man ihn auf den Hörnerv oder den Zungen-Rachen-Nerv (Nervus glossopharyngeus) leitet, einen Geschmack wahrnehmen oder einen Ton hören läßt. Von diesen sehr besonderen Tatsachen geht man zu jenen beiden sehr allgemeinen Gesetzen über, daß unterschiedliche Ursachen, die auf denselben Nerv wirken, dieselbe Empfindung erregen und daß dieselbe Ursache, wenn sie auf verschiedene Nerven wirkt, unterschiedliche Empfindungen hervorruft. Und aus ebendiesen Gesetzen folgert man, daß unsere Empfindungen schlicht Signale sind und daß die Rolle jedes Sinnes darin besteht, sich im Raum vollziehende homogene und mechanische Bewegungen in seine eigene Sprache zu übersetzen. Daher schließlich die Idee, unsere Wahrnehmung in zwei unterschiedene Teile zu spalten, die fortan unfähig sind, wieder zueinan-

derzufinden: auf der einen Seite die homogenen Bewegungen im Raum, auf der anderen die inextensiven Empfindungen im Bewußtsein. Es ist nicht an uns, in das Studium der physiologischen Probleme einzusteigen, die die Interpretation der beiden Gesetze aufwirft: In welcher Weise man diese Gesetze auch versteht, sei es, daß man die spezifische Energie den Nerven zuschreibt, | sei es, daß man sie in die Zentren zurückverlegt, man stößt auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Doch sind es ebendiese Gesetze selbst, die immer problematischer erscheinen. Schon Lotze hegte den Verdacht, sie seien falsch. Er wollte ihnen erst Glauben schenken, wenn man ihm zeigte, »daß Schallwellen dem Auge eine Lichtempfindung brächten oder daß Lichtschwingungen das Ohr einen Ton hören ließen«¹. Die Wahrheit ist, daß alle ins Feld geführten Tatsachen sich letztlich auf einen einzigen Typus zurückzuführen scheinen: Der einzelne Reiz, der in der Lage ist, unterschiedliche Empfindungen hervorzubringen, und die vielfältigen Reize, die in der Lage sind, eine selbe Empfindung zu erzeugen, sind entweder elektrischer Strom oder eine mechanische Ursache, die in der Lage ist, im Organ eine Modifikation des elektrischen Gleichgewichts zu bewirken. Nun aber kann man sich fragen, ob der elektrische Reiz nicht verschiedene *Komponenten* enthielte, welche objektiv Empfindungen unterschiedlicher Art entsprächen, und ob die Rolle jedes Sinnes nicht einfach darin bestünde, aus dem Ganzen die Komponente herauszuziehen, die ihn anspricht: Dann wären es sehr wohl dieselben Reize, die dieselben Empfindungen bewirken, und verschiedene Reize, die unterschiedliche Empfindungen hervorrufen. Um es präziser

¹ LOTZE, *Métaphysique*, S. 526 f. [Die angeführte Passage ist auch in der frz. Übersetzung kein wörtliches Zitat. Der entsprechende Satz bei Lotze lautet: »Man weiß Nichts von Schallwellen, die im Auge Lichtempfindung oder von Lichtwellen, die im Ohre Töne erzeugt hätten; die Hauptstütze der Annahme liegt in den häufigen Lichtempfindungen, die durch Stoß und Druck so wie durch elektrische Reizung im Auge entstehen.« Lotze, *Metaphysik*, Leipzig 1879, S. 508. A. d. Ü.]

zu fassen: Es läßt sich schwerlich annehmen, daß zum Beispiel das Elektrisieren der Zunge nicht chemische Modifikationen verursachen würde; nun sind es aber diese Modifikationen, die wir durchweg als Geschmäcker bezeichnen. Und wenn andererseits der Physiker das Licht mit einer elektromagnetischen Störung gleichzusetzen vermochte, so könnte man umgekehrt sagen, daß dasjenige, was er hier eine elektromagnetische Störung nennt, Licht ist, derart daß dasjenige, was der optische Nerv objektiv in der Elektrisierung wahrnähme, durchaus Licht wäre. Für keinen einzigen Sinn erschien die Lehre von der spezifischen Energie | sicherer begründet als für das Ohr: Nirgends sonst ist auch die reale Existenz der wahrgenommenen Sache wahrscheinlicher geworden. Wir werden auf diese Tatsachen nicht näher eingehen, da man ihre Darlegung samt eingehender Diskussion in einem kürzlich erschienenen Werk findet.¹ Beschränken wir uns auf den Hinweis, daß die Empfindungen, von denen man hier spricht, nicht von uns außerhalb unseres Körpers wahrgenommene Bilder, sondern vielmehr in unserem Körper selbst lokalisierte affektive Empfindungen sind. Nun ergibt sich aber aus der Natur und der Bestimmung unseres Körpers, wie wir sehen werden, daß jedes seiner sogenannten sensiblen Elemente seine reale eigene Wirkung auf die von ihm normalerweise wahrgenommenen äußeren Gegenstände hat, die von derselben Art sein muß wie seine virtuelle Wirkung, so daß man auf diese Weise verstehen würde, warum jeder der sensiblen Nerven gemäß einem bestimmten Modus der Empfindung zu schwingen scheint. Doch um diesen Punkt zu erhellen, ist es angebracht, die Natur der affektiven Empfindung zu vertiefen. Und eben dadurch werden wir zu dem dritten und letzten Argument geführt, das wir untersuchen wollten.

Dieses dritte Argument wird daraus gezogen, daß man in unmerklichen Graden von dem Vorstellungszustand, der Raum ein-

¹ SCHWARZ, *Das Wahrnehmungsproblem*, Leipzig 1892, S. 313 f.

nimmt, zu dem affektiven Zustand übergeht, der unausgedehnt erscheint. Von dorthier schließt man auf die natürliche und notwendige Ausdehnungslosigkeit jeder Wahrnehmung, wobei die Ausgedehntheit zur Empfindung hinzuträte und der Wahrnehmungsprozeß in einer Veräußerlichung interner Zustände bestünde. Der Psychologe geht nämlich von seinem Körper aus, und da die an der Peripherie dieses Körpers empfangenen Eindrücke ihm für die Rekonstitution des gesamten materiellen Universums zu genügen scheinen, reduziert er das Universum zunächst auf seinen Körper. Doch diese erste Position ist nicht zu halten; sein Körper hat weder mehr noch weniger und kann auch nicht mehr und nicht weniger | Realität haben als alle anderen Körper. Man muß also weiter voranschreiten, die Anwendung des Prinzips bis zum Ende verfolgen und, nachdem man das Universum auf die Oberfläche des lebendigen Körpers eingeschrumpft hat, diesen Körper selbst zu einem Zentrum zusammenziehen, das man letzten Endes als unausgedehnt annehmen wird. Dann wird man von diesem Zentrum aus die inextensiven Empfindungen ausgehen lassen, die sozusagen anschwellen, zunehmend an Ausdehnung gewinnen und schließlich zuerst unseren ausgedehnten Körper ergeben und dann alle anderen materiellen Gegenstände. Doch diese seltsame Annahme wäre unmöglich, wenn es nicht eben gerade zwischen den Bildern und den Ideen, diese unausgedehnt und jene ausgedehnt, eine Reihe von mehr oder weniger verschwommen lokalisierten Zwischenzuständen gäbe: die affektiven Zustände. Unser Verstand stellt, seiner gewohnten Illusion nachgebend, jenes Dilemma auf, daß ein Ding entweder ausgedehnt sei oder nicht; und da der affektive Zustand nur vage an der Ausgedehntheit teilhat und unzulänglich lokalisiert ist, schließt er daraus, daß dieser Zustand absolut inextensiv ist. Dann aber müssen sich die aufeinanderfolgenden Grade der Ausdehnung und die Ausgedehntheit selbst durch was weiß ich für eine erworbene Eigenschaft inextensiver Zustände erklären; die Geschichte der Wahrnehmung wird die von internen und inextensiven Zu-

ständen, die sich ausdehnen und nach draußen projizieren. Sollen wir dieser Argumentation eine andere Form verleihen? Es gibt kaum eine Wahrnehmung, die nicht durch eine Verstärkung des Einwirkens ihres Gegenstandes auf unseren Körper affektive Empfindung, oder spezieller: Schmerz werden kann. So geht man unmerklich von der Berührung der Nadel zum Stich über. Umgekehrt fällt der abnehmende Schmerz mehr und mehr mit der Wahrnehmung seiner Ursache zusammen und veräußerlicht sich sozusagen zur Vorstellung. Es scheint also durchaus so, als bestünde ein Unterschied des Grades und nicht des Wesens zwischen der affektiven Empfindung und der Wahrnehmung. Nun ist aber die erstere aufs Innigste an meine persönliche Existenz geknüpft: Was wäre | nämlich in der Tat ein von dem Subjekt, das ihn empfindet, abgelöster Schmerz? Es muß sich also, so scheint es, mit der zweiten ebenso verhalten, und die äußere Wahrnehmung muß durch die Projektion der harmlos gewordenen affektiven Empfindung in den Raum entstehen. Realisten und Idealisten kommen in dieser Art zu denken überein. Diese sehen im materiellen Universum nichts anderes als eine Synthese subjektiver und inextensiver Zustände; jene fügen hinzu, daß es hinter dieser Synthese eine unabhängige Realität gibt, die ihr entspricht; doch die einen wie die anderen schließen aus dem graduellen Übergang von der affektiven Empfindung zur Vorstellung, daß die Vorstellung des materiellen Universums relativ und subjektiv ist und daß sie sozusagen aus uns hervorgetreten ist, statt daß wir uns zuerst aus ihr herausgeschält hätten.

Bevor wir diese anfechtbare Interpretation einer zutreffenden Tatsache kritisieren, wollen wir zeigen, daß sie weder die Natur des Schmerzes noch jene der Wahrnehmung zu erklären vermag, ja daß es ihr noch nicht einmal gelingt, sie zu erhellen. Daß es wesensmäßig an meine Person gebundenen affektiven Zuständen, die zudem zerrinnen würden, wenn ich verschwände, allein durch den Effekt einer Intensitätsminderung gelingen soll, Ausdehnung zu erwerben, einen bestimmten Platz im Raum einzu-

nehmen und eine stabile Erfahrung zu begründen, die immer mit sich selbst und der Erfahrung der anderen Menschen im Einklang ist, das ist es, was man uns schwerlich verständlich machen wird. Was man auch tut, man wird dazu gebracht werden, den Empfindungen unter der einen oder anderen Form zunächst die Ausdehnung und dann die Unabhängigkeit zurückzugeben, ohne die man auskommen wollte. Doch andererseits wird auch die affektive Empfindung in dieser Hypothese kaum klarer als die Vorstellung. Denn wenn man nicht versteht, wie die affektiven Empfindungen, indem sie an Intensität verlieren, zu Vorstellungen werden, so begreift man ebensowenig, wie dasselbe Phänomen, das | zunächst als Wahrnehmung gegeben war, durch ein Anwachsen der Intensität zu affektiver Empfindung wird. Im Schmerz liegt etwas Positives und Aktives, das man schlecht erklärt, wenn man mit gewissen Philosophen behauptet, er bestehe in einer verschwommenen Vorstellung.¹ Doch da liegt noch nicht die Hauptschwierigkeit. Daß die gradweise Steigerung des Reizes schließlich die Wahrnehmung in Schmerz verwandelt, ist unbestreitbar; es ist deshalb aber nicht weniger wahr, daß diese Verwandlung sich von einem ganz bestimmten Moment an abzeichnet: Warum eher dieser Moment als ein anderer? Und welches ist der besondere Grund, der bewirkt, daß ein Phänomen, dem ich zuerst als gleichgültiger Zuschauer gegenüberstand, für mich plötzlich ein vitales Interesse erlangt? In dieser Hypothese begreife ich also weder, warum in jenem bestimmten Moment eine Intensitätsminderung im Phänomen ihm ein Recht auf Ausdehnung und auf eine augenscheinliche Unabhängigkeit verleiht, noch warum ein Intensitätszuwachs eher im einen statt im anderen Moment jene neue Eigenschaft erschafft, die Quelle positiver Handlung ist und die man Schmerz nennt.

¹ Die kritische Ausgabe verweist hier auf Descartes, der in der VI. Meditation die Sinneserkenntnis und insbesondere die Empfindungen als »verschwommen« oder »verworren« (*confus*) bezeichnet. Vgl. Descartes, *Meditationen*, Hamburg 2009, S. 87 f. [A. d. Ü.]

Kommen wir nun also zu unserer Hypothese zurück und zeigen wir, wie die affektive Empfindung zu einem bestimmten Moment aus dem Bild hervorgehen *muß*. Wir werden auch verstehen, wie man von einer Wahrnehmung, die Ausgedehtheit einnimmt, zu einer affektiven Empfindung übergeht, die man für inextensiv hält. Doch sind hier ein paar Vorbemerkungen über die reale Bedeutung des Schmerzes unentbehrlich.

Wenn ein fremder Körper einen der Fortsätze der Amöbe berührt, dann zieht sich dieser Fortsatz zurück; jeder Teil der Protoplastenmasse ist also gleichermaßen fähig, den Reiz zu empfangen und auf ihn zu reagieren; Wahrnehmung und Bewegung sind hier in einer einzigen Eigenschaft verschmolzen: der Kontraktilität. Doch je komplexer der Organismus wird, um so stärker teilt sich die Arbeit auf und | differenzieren sich die Funktionen, und die auf diese Weise gebildeten anatomischen Elemente verlieren ihre Unabhängigkeit. In einem Organismus wie dem unseren sind die sogenannten sensiblen Fasern ausschließlich damit betraut, Reize zu einer Zentralregion weiterzuleiten, von der aus sich die Schwingung zu motorischen Elementen fortpflanzt. Es scheint also, als hätten sie auf individuelles Wirken verzichtet, um als vorgeschobene Wachposten an den Bewegungen des ganzen Körpers mitzuwirken. Doch bleiben sie darum, für sich genommen, nicht weniger jenen selben Ursachen von Zerstörung ausgesetzt, die den Organismus in seiner Gesamtheit bedrohen: Und während dieser Organismus die Fähigkeit besitzt, sich zu bewegen, um der Gefahr zu entgehen oder seine Verluste wieder wettzumachen, behält das sensible Element die relative Bewegungslosigkeit, zu der die Arbeitsteilung es verdammt. So wird der Schmerz ins Leben gerufen, der, unserer Meinung nach, nichts anderes ist als eine Anstrengung des geschädigten Elementes, die Dinge wieder in Ordnung zu bringen – eine Art motorische Tendenz auf einem sensiblen Nerv. Aller Schmerz muß also in einer Anstrengung bestehen, und zwar in einer machtlosen Anstrengung. Aller Schmerz ist eine *lokale* Anstrengung, und ebendiese Isolierung

der Anstrengung selbst ist die Ursache ihrer Machtlosigkeit, weil der Organismus aufgrund des Zusammenhangs seiner Teile nur noch zu Gesamteffekten taugt. Und daß die Anstrengung lokal ist, ist auch der Grund, warum der Schmerz absolut disproportioniert zu der Gefahr ist, in der sich das Lebewesen bewegt: Die Gefahr kann tödlich sein und der Schmerz leicht; der Schmerz kann unerträglich sein (wie bei Zahnschmerzen) und die Gefahr unbedeutend. Es gibt also und muß einen ganz bestimmten Moment geben, in dem der Schmerz einsetzt: Es geschieht, wenn der betroffene Teil des Organismus den Reiz, statt ihn aufzunehmen, abwehrt. Und es ist nicht nur ein Gradunterschied, der die Wahrnehmung von der affektiven Empfindung trennt, sondern ein Wesensunterschied. |

Dies einmal festgehalten, hatten wir den lebendigen Körper als eine Art Zentrum betrachtet, von dem aus auf die umgebenden Gegenstände die Wirkung reflektiert wird, die diese Gegenstände auf es ausüben: In dieser Reflexion besteht die äußere Wahrnehmung. Doch dieses Zentrum ist kein mathematischer Punkt: Es ist ein Körper, der wie alle Körper der Natur dem Wirken äußerer Ursachen ausgesetzt ist, die ihn zu zersetzen drohen. Wir haben gerade gesehen, daß er dem Einfluß dieser Ursachen Widerstand leistet. Er beschränkt sich nicht darauf, das von außen kommende Wirken zu reflektieren; er kämpft und absorbiert so einen Teil dieses Wirkens. Darin würde die Quelle der affektiven Empfindung liegen. Man könnte also metaphorisch sagen, daß, wenn die Wahrnehmung das Maß für die Reflexionskraft des Körpers darstellt, die affektive Empfindung das Maß seiner Absorptionskraft angibt.

Doch das ist nur eine Metapher. Man muß die Dinge von Näherem betrachten und sich klar machen, daß die Notwendigkeit der affektiven Empfindung aus der Existenz der Wahrnehmung selbst entspringt. Die Wahrnehmung, so wie wir sie verstehen, ermißt unser mögliches Einwirken auf die Dinge und dadurch auch umgekehrt das mögliche Einwirken der Dinge auf uns. Je grö-

ßer das Handlungspotential des Körpers ist (symbolisiert durch eine höhere Komplexität des Nervensystems), um so weiter ist das Feld, das die Wahrnehmung umfaßt. Die Entfernung, die unseren Körper von einem wahrgenommenen Gegenstand trennt, gibt also tatsächlich die mehr oder weniger unmittelbare Bedrohung durch eine Gefahr, die mehr oder weniger nahe Erfüllung einer Verheißung an. Und folglich drückt unsere Wahrnehmung eines von unserem Körper unterschiedenen und von ihm durch einen Zwischenraum getrennten Gegenstandes immer nur eine virtuelle Handlung aus. Je mehr jedoch die Entfernung zwischen diesem Gegenstand und unserem Körper abnimmt, je unmittelbarer, mit anderen Worten, die Gefahr wird und je näher die Verheißung rückt, um so mehr tendiert die virtuelle Handlung dazu, sich in eine reale zu verwandeln. Gehen wir nun zum Grenzfall über und nehmen wir an, daß die Entfernung gleich | Null wird, das heißt der wahrzunehmende Gegenstand mit unserem Körper zusammenfällt, das heißt also unser eigener Körper der wahrzunehmende Gegenstand ist. Dann ist es nicht mehr eine virtuelle Handlung, sondern eine reale Handlung, die diese ganz spezielle Wahrnehmung ausdrücken wird: Eben darin besteht die affektive Empfindung. Unsere Empfindungen verhalten sich also zu unseren Wahrnehmungen wie die reale Handlung unseres Körpers zu seiner möglichen oder virtuellen Handlung. Seine virtuelle Handlung betrifft die anderen Gegenstände und zeichnet sich in diesen Gegenständen ab – seine reale Handlung betrifft ihn selbst und zeichnet sich folglich in ihm selbst ab. Kurzum spielt sich also alles so ab, als ob durch eine wahrhafte Rückkehr der realen und virtuellen Handlungen zu ihren Anwendungs- oder Ursprungspunkten die äußeren Bilder durch unseren Körper in den ihn umgebenden Raum reflektiert würden und die realen Handlungen durch ihn im Inneren seiner Substanz festgehalten. Und das ist der Grund, warum seine Oberfläche, die gemeinsame Grenze des Äußeren und des Inneren, das einzige Stück Ausgedehntheit ist, das zugleich wahrgenommen und gefühlt wird.

Das läuft immer wieder darauf hinaus, daß meine Wahrnehmung außerhalb meines Körpers, meine affektiven Empfindungen hingegen in meinem Körper sind. Ebenso wie die äußeren Gegenstände durch mich dort wahrgenommen werden, wo sie sind, in sich und nicht in mir, werden meine affektiven Zustände dort empfunden, wo sie auftreten, das heißt in einem bestimmten Punkt meines Körpers. Man betrachte nun dieses System von Bildern, das sich die materielle Welt nennt. Mein Körper ist eines von ihnen. Um dieses Bild herum ordnet sich die Vorstellung an, das heißt sein möglicher Einfluß auf die anderen. In ihm tritt die affektive Empfindung, das heißt seine aktuelle auf ihn selbst gerichtete Anstrengung, auf. Im Grunde ist genau dies der Unterschied, den jeder von uns ganz natürlich und spontan zwischen einem Bild und einer Empfindung macht. Wenn wir sagen, daß das Bild außerhalb von uns existiert, dann | verstehen wir darunter, daß es unserem Körper äußerlich ist. Wenn wir von der Empfindung als von einem inneren Zustand sprechen, dann wollen wir sagen, daß sie in unserem Körper entspringt. Und das ist der Grund, warum wir behaupten, daß die Totalität der wahrgenommenen Bilder auch dann bestehenbleibt, wenn unser Körper verschwindet, wogegen wir unseren Körper nicht auslöschen können, ohne daß auch unsere Empfindungen verschwinden.

Damit erahnen wir schon die Notwendigkeit einer ersten Korrektur unserer Theorie der reinen Wahrnehmung. Wir sind bei unseren Überlegungen so verfahren, als ob unsere Wahrnehmung ein Teil der Bilder sei, der so, wie er ist, von ihrer Substanz abgelöst wurde, als ob sie sich, wenn sie das virtuelle Einwirken des Gegenstandes auf unseren Körper oder dasjenige unseres Körpers auf den Gegenstand ausdrückt, darauf beschränken würde, vom Gesamtgegenstand den Aspekt zu isolieren, der uns an diesem interessiert. Doch muß man berücksichtigen, daß unser Körper kein mathematischer Punkt im Raum ist und daß seine virtuellen Handlungen von realen Handlungen durchtränkt sind und dadurch an Komplexität gewinnen, oder mit anderen

Worten: daß es keine Wahrnehmung ohne affektive Empfindung gibt. Die affektive Empfindung ist also das, was wir vom Inneren unseres Körpers dem Bild der äußeren Körper beimengen; sie ist das, was man zuerst aus der Wahrnehmung herauslösen muß, um die Reinheit des Bildes wiederzufinden. Der Psychologe aber, der die Augen vor dem Wesensunterschied und dem Funktionsunterschied zwischen Wahrnehmung und Empfindung verschließt – von denen diese eine reale, jene eine bloß mögliche Handlung in sich schließt –, vermag zwischen ihnen nur noch einen Gradunterschied festzustellen. Die Tatsache ausnutzend, daß die Empfindung (aufgrund der verschwommenen Anstrengung, die in ihr liegt) nur vage lokalisiert ist, erklärt er diese sogleich für inextensiv und macht fortan aus der Empfindung im allgemeinen das Grundelement, mit dem wir auf dem Wege der Zusammenfügung die äußeren Bilder erhalten. Die Wahrheit ist, daß die affektive Empfindung nicht die Ur-Materie ist, aus der die Wahrnehmung | gemacht ist, sondern sehr viel eher die ihr beigemengte Verunreinigung.

Wir erfassen hier an seiner Wurzel den Irrtum, der den Psychologen dazu bringt, Zug um Zug die Empfindung als inextensiv und die Wahrnehmung als ein Konglomerat von Empfindungen zu betrachten. Dieser Irrtum wird, wie wir sehen werden, unterwegs durch Argumente bestärkt, die er aus einer falschen Konzeption der Rolle des Raumes und der Natur der Ausgedehntheit zieht. Darüber hinaus sprechen aber noch schlecht interpretierte Tatsachen für ihn, deren Untersuchung jetzt gleich angebracht ist.

Erstens scheint es, daß die Lokalisation einer affektiven Empfindung an einem Ort des Körpers eine echte Schulung erfordert. Es verstreicht eine gewisse Zeit, ehe es dem Kind gelingt, den Finger genau auf den Punkt der Haut zu legen, an dem es gestochen wurde. Die Tatsache ist unbestreitbar, doch alles, was man daraus schließen kann, ist, daß ein Herantasten notwendig ist, um die Schmerzeindrücke der Haut, die gestochen wurde,

mit den Eindrücken des Muskelsinnes zu koordinieren, der die Bewegungen des Armes und der Hand steuert. Unsere internen affektiven Empfindungen unterteilen sich, wie unsere äußeren Wahrnehmungen, in verschiedene Gattungen. Diese Gattungen sind, wie jene der Wahrnehmung, diskontinuierlich, getrennt durch Zwischenräume, die durch die Schulung ausgefüllt werden. Daraus folgt keineswegs, daß es nicht für jede Gattung affektiver Wahrnehmung eine unmittelbare Lokalisation gewisser Art gäbe, ein Lokalkolorit, das ihr eigen ist. Gehen wir noch etwas weiter: Hat die affektive Empfindung diese Färbung nicht sofort, so wird sie sie niemals haben. Denn alles, was die Schulung bewirken kann, ist, der gegenwärtigen affektiven Empfindung die Idee einer bestimmten möglichen Wahrnehmung des Gesichts- oder des Tastsinnes zu assoziieren, so daß eine bestimmte affektive Empfindung das Bild einer ebenso bestimmten Gesichts- oder Tastwahrnehmung hervorruft. Es muß also in | dieser affektiven Empfindung selbst schon etwas geben, das sie von den anderen affektiven Empfindungen derselben Gattung unterscheidet und erlaubt, sie eher mit dem oder dem möglichen Datum des Gesichts- oder Tastsinnes zu verknüpfen als mit jedem anderen. Läuft dies aber nicht darauf hinaus, daß die affektive Empfindung schon von Beginn an eine gewisse extensive Bestimmtheit aufweist?

Des weiteren führt man noch die irrtümlichen Lokalisationen ins Feld, die Illusionen der Amputierten¹ (bei denen es im übrigen Anlaß gäbe, sie einer erneuten Untersuchung zu unterziehen). Was aber soll man daraus schließen, wenn nicht, daß die einmal erfahrene Schulung Bestand hat und daß die im praktischen Leben nützlicheren Daten des Gedächtnisses jene des unmittel-

¹ Dieser Ausdruck faßt all das zusammen, was wir heute mit den Begriffen ›Phantomglied‹, ›Phantomempfindung‹ oder ›Phantomschmerz‹ bezeichnen. Die kritische Ausgabe verweist dazu auf Descartes und dessen Beschreibung des Phänomens in der VI. Meditation (vgl. Descartes, *Meditationen*, Hamburg 2009, S. 84). [A. d. Ü.]

baren Bewußtseins verdrängen? Es ist für uns im Hinblick auf die Handlung unerläßlich, unsere affektive Erfahrung in mögliche Daten des Gesichtssinnes, des Tastsinnes und des Muskelsinnes zu übersetzen. Ist diese Übersetzung einmal erstellt, verblaßt das Original, doch hätte sie nie entstehen können, wenn nicht als erstes das Original gesetzt gewesen wäre und wenn die affektive Empfindung nicht schon von Anfang an allein aus ihrer Kraft und auf ihre Weise lokalisiert gewesen wäre.

Der Psychologe aber hat sehr große Mühe, diese Idee des gemeinen Menschenverstandes zu akzeptieren. Ebenso wie die Wahrnehmung, wie ihm scheint, nur dann in den wahrgenommenen Dingen sein könnte, wenn diese Dinge wahrnahmen, so vermöchte eine Empfindung nur dann im Nerv zu sein, wenn der Nerv empfinden würde: Nun empfindet der Nerv aber offensichtlich nicht. Also wird man die Empfindung an dem Punkt erfassen, an dem der gemeine Menschenverstand sie lokalisiert, sie dort herauslösen und mehr dem Gehirn annähern, von dem sie noch stärker abzuhängen scheint als vom Nerv; und so würde man sie letzten Endes logischerweise ins Gehirn versetzen. Doch man wird sich sehr schnell klar, daß sie, wenn sie nicht an dem Punkt ist, an dem sie zu entstehen scheint, ebensowenig wird woanders sein können; daß sie, wenn sie nicht im Nerv ist, auch nicht im Gehirn sein wird; denn um ihre Projektion | vom Zentrum zur Peripherie zu erklären, ist eine gewisse Kraft nötig, die man einem mehr oder weniger aktiven Bewußtsein zuschreiben müßte. Man wird also noch weiter gehen müssen und, nachdem man die Empfindungen im zerebralen Zentrum zusammenlaufen ließ, sie zugleich aus dem Gehirn und aus dem Raum hinauschieben. Man wird sich dann die Empfindungen absolut inextensiv vorstellen und auf der anderen Seite einen leeren Raum, der gegenüber den Empfindungen, die dort hineinprojiziert werden, indifferent ist; dann wird man sich in Anstrengungen aller Arten erschöpfen, um verständlich zu machen, wie die inextensiven Empfindungen Ausgedehnthheit erwerben und, um sich zu lokalisieren, vorzugs-

weise eher diesen oder jenen Punkt des Raumes wählen statt aller anderen.¹ Doch diese Lehre ist nicht nur unfähig, uns klar zu zeigen, wie das Unausgedehnte sich ausdehnt; durch sie werden die affektive Empfindung, die Ausdehnung und die Vorstellung gleichermaßen unerklärlich. Sie muß die affektiven Zustände als lauter Absolute nehmen, bei denen man nicht sieht, warum sie in diesen oder jenen Momenten im Bewußtsein erscheinen oder verschwinden. Auch der Übergang von der affektiven Empfindung zur Vorstellung wird von einem ebenso undurchdringlichen Geheimnis umwoben bleiben, weil man, wir wiederholen es, in einfachen und inextensiven inneren Zuständen niemals einen Grund finden wird, warum sie vorzugsweise diese oder jene bestimmte Ordnung im Raum einnehmen. Und zuletzt wird die Vorstellung selbst als ein Absolutes gesetzt werden müssen: Man sieht weder ihren Ursprung noch ihre Bestimmung.

Die Dinge werden hingegen klarer, wenn man von der Vorstellung selbst ausgeht, das heißt von der Totalität der wahrgenommenen Bilder. Meine Wahrnehmung, im Reinzustand und von meinem Gedächtnis isoliert, schreitet nicht von meinem Körper zu den anderen voran: Sie ist von Anfang an im Gesamtzusammenhang der Körper, begrenzt sich dann nach und nach und macht sich meinen Körper als Zentrum zu eigen. Und dazu wird sie eben gerade durch die Erfahrung jener zweifachen Fähigkeit gebracht, die dieser Körper besitzt, | der Fähigkeit, Handlungen zu vollziehen und affektive Empfindungen zu verspüren, mit einem Wort: durch die Erfahrung der sensomotorischen Macht eines bestimmten, unter allen übrigen privilegierten Bildes. Auf

¹ Die kritische Ausgabe verweist darauf, daß Bergson hier auf Lotzes »Theorie der Lokalzeichen« anspielt, die er bereits im *Essai sur les données immédiates* erwähnt (S. 69; vgl. auch die dortige Anmerkung der kritischen Ausgabe, Paris 2007, S. 225). Lotze hat diese Theorie u. a. in einem Artikel in der *Revue philosophique* dargestellt (De la formation de la notion de l'espace, *Rev. phil.*, Juli–Dezember 1877, S. 345–365) sowie in seiner *Metaphysik*, Leipzig 1879, III. Buch, 4. Kap. [A. d. Ü.]

der einen Seite nämlich nimmt dieses Bild immer das Zentrum der Vorstellung ein, derart, daß die anderen Bilder sich um es herum in ebenjener Reihenfolge staffeln, in der sie seinem Wirken unterliegen könnten; auf der anderen Seite nehme ich durch Empfindungen, die ich affektive nenne, sein Inneres wahr, das Drinnen, statt wie bei den anderen Bildern nur die oberste Haut zu kennen. Es gibt also im Gesamtzusammenhang der Bilder ein begünstigtes Bild, das in seiner Tiefe und nicht mehr bloß an seiner Oberfläche wahrgenommen wird, das zugleich Sitz affektiver Empfindungen wie Quelle der Handlung ist: Es ist dieses besondere Bild, das ich mir als Zentrum meines Universums und physische Basis meiner Persönlichkeit¹ zu eigen mache.

Doch bevor wir weiter voranschreiten und eine genaue Beziehung zwischen der Person und den Bildern herstellen, unter welchen sie sich einrichtet, wollen wir kurz die Theorie der »reinen Wahrnehmung«, die wir gerade skizziert haben, zusammenfassen und sie dabei den Analysen der gebräuchlichen Psychologie gegenüberstellen.

Um die Darstellung zu vereinfachen, werden wir wieder zum Gesichtssinn zurückkehren, den wir zuvor schon als Beispiel gewählt hatten. Gewöhnlich nimmt man elementare Empfindungen an, welche den von den Zapfen und Stäbchen der Netzhaut empfangenen Eindrücken entsprechen. Es sind diese Empfindungen, mit denen man die visuelle Wahrnehmung rekonstituieren wird. Doch zunächst einmal gibt es nicht eine Netzhaut, sondern zwei. Man wird also erklären müssen, wie zwei als unterschieden angenommene Empfindungen zu einer einzigen Wahrnehmung verschmelzen, die dem entspricht, was wir einen Punkt des Raumes nennen.

¹ Die kritische Ausgabe verweist hier darauf, daß der Ausdruck »physische Basis der Persönlichkeit« von Ribot stammt. Vgl. Ribot, »Les bases organiques de la personnalité«, *Revue philosophique*, Juli-Dezember 1883, S. 624. [A. d. Ü.]

Nehmen wir an, diese Frage sei gelöst. Die Empfindungen, von denen man spricht, sind inextensiv. Wie bekommen sie Ausdehnung? Ob man nun in der Ausgedehntheit einen Rahmen sieht, der schon bereitsteht, die | Empfindungen aufzunehmen, oder einen Effekt, der allein auf der Gleichzeitigkeit der Empfindungen beruht, die im Bewußtsein koexistieren, ohne miteinander zu verschmelzen, im einen wie im anderen Fall wird man mit der Ausgedehntheit etwas Neues hineinbringen, über das man keine Rechenschaft ablegt, und der Prozeß, durch den die Empfindung die Ausgedehntheit erreicht, sowie die Wahl eines bestimmten Punktes des Raumes durch jede elementare Empfindung bleiben unerklärt.

Gehen wir über diese Schwierigkeit hinweg. Betrachten wir also die visuelle Ausgedehntheit als konstituiert. Wie findet sie nun ihrerseits mit der tastsinnlichen Ausgedehntheit zusammen? Alles, was mein Gesichtssinn im Raum feststellt, verifiziert mein Tastsinn. Wird man sagen, daß die Gegenstände sich eben gerade durch das Zusammenwirken von Gesichts- und Tastsinn konstituieren und die Übereinkunft der beiden Sinne in der Wahrnehmung sich durch die Tatsache erkläre, daß der wahrgenommene Gegenstand ihr gemeinsames Werk ist? Doch wüßte man hier, hinsichtlich der Qualität, nichts Gemeinsames zwischen einer elementaren visuellen Empfindung und einer Tastempfindung anzunehmen, da sie zwei vollständig verschiedenen Gattungen angehören würden. Die Übereinstimmung zwischen der visuellen und der tastsinnlichen Ausgedehntheit läßt sich also nur durch den Parallelismus der *Ordnung* der visuellen Empfindungen mit der Ordnung der Tastempfindungen erklären. Wir sind hier also gezwungen, außer den visuellen Empfindungen und den Tastempfindungen eine bestimmte Ordnung anzunehmen, die ihnen gemein ist und die folglich von beiden unabhängig sein muß. Gehen wir noch etwas weiter: Diese Ordnung ist unabhängig von unserer individuellen Wahrnehmung, da sie allen Menschen gleichermaßen erscheint, und konstituiert eine materielle

Welt, in der Wirkungen an Ursachen gekettet sind und in der die Phänomene Gesetzen gehorchen. So sehen wir uns also letztendlich zu der Hypothese einer objektiven und von uns unabhängigen Ordnung geführt, das heißt einer materiellen, von der Empfindung unterschiedenen Welt. |

Wir haben im Laufe unseres Voranschreitens die irreduziblen Fakten vermehrt und die einfache Hypothese, von der wir ausgegangen waren, aufgebläht. Aber haben wir dabei etwas gewonnen? Wenn die Materie, zu der wir letztlich gelangen, auch unentbehrlich ist, um uns den wunderbaren Einklang der Empfindungen untereinander verstehen zu lassen, so wissen wir doch nichts von ihr, da wir ihr all die wahrgenommenen Qualitäten und all die Empfindungen absprechen müssen, deren Übereinstimmung sie einzig zu erklären hat. Sie ist also nichts von dem und kann nichts von dem sein, was wir erkennen, nichts von dem, was wir uns bildlich vorstellen. Sie behält den Status einer mysteriösen Entität.

Doch unsere eigene Natur, die Rolle und die Bestimmung unserer Person bleiben von einem ebenso großen Geheimnis umfassen. Denn woher kommen diese inextensiven elementaren Empfindungen, die sich im Raum entfalten werden, wie werden sie geboren und wozu sollen sie dienen? Man muß sie als lauter Absolute setzen, bei denen man weder Ursprung noch Zweck sieht. Und einmal angenommen, daß man in jedem von uns Geist und Körper unterscheiden müsse, so vermag man weder vom Körper noch vom Geist, noch von der Beziehung, die sie miteinander unterhalten, irgend etwas zu erkennen.

Worin besteht nun unsere eigene Hypothese und in genau welchem Punkt unterscheidet sie sich von der anderen? Anstatt von der *affektiven Empfindung* auszugehen, von der man nichts sagen kann, weil es keinen Grund gibt, warum sie ist, was sie ist, und nicht vielmehr etwas ganz anderes, gehen wir von der *Handlung* aus, das heißt von der Fähigkeit, die wir besitzen, Veränderungen in den Dingen zu bewirken, eine Fähigkeit, die durch das

Bewußtsein bezeugt wird und auf die alle Vermögen des organisch-strukturierten Körpers zuzulaufen scheinen. Wir versetzen uns also von vorneherein in den Gesamtzusammenhang ausgehnter Bilder, und in diesem materiellen Universum nehmen wir eben gerade | Indeterminiertheitszentren wahr, die kennzeichnend für das Leben sind. Damit von diesen Zentren Handlungen ausstrahlen, müssen die Bewegungen oder Einflüsse der anderen Bilder zum einen aufgefangen werden und zum anderen genutzt. Schon in ihrer einfachsten Form und im homogenen Zustand erfüllt die lebendige Materie diese Funktion gleichzeitig, wenn sie sich ernährt und entstandene Schäden repariert. Der Fortschritt dieser Materie besteht darin, diese zweifache Leistung zwischen zwei Kategorien von Organen aufzuteilen, von denen die ersten, Ernährungsorgane genannt, dazu bestimmt sind, die zweiten zu unterhalten: Diese letzteren sind zum *Handeln* gemacht; ihre einfache Grundform ist eine Kette von Nervelementen, die zwischen zwei äußersten Enden gespannt ist, von denen das eine äußere Eindrücke auffängt und das andere Bewegungen vollzieht. So wird, um auf das Beispiel der visuellen Wahrnehmung zurückzukommen, die Rolle der Zapfen und Stäbchen schlicht darin bestehen, Schwingungen zu empfangen, die sich danach zu vollzogenen oder im Entstehen begriffenen Bewegungen ausprägen. Daraus vermag keinerlei Wahrnehmung zu resultieren, und nirgends im Nervensystem gibt es bewußte Zentren; doch die Wahrnehmung wird von derselben Ursache ins Leben gerufen, die die Kette von Nervelementen samt den Organen, die sie erhalten, und dem Leben im allgemeinen hervorrief: Sie ist Maß und Ausdruck des Handlungspotentials des Lebewesens, der Indeterminiertheit der Bewegung oder Handlung, die auf die aufgefangene Schwingung folgt. Diese Indeterminiertheit wird, wie wir es gezeigt haben, durch eine Reflexion der unseren Körper umgebenden Bilder auf sich selbst, oder besser: durch eine Aufteilung dieser zum Ausdruck kommen; und da die Kette der Nervelemente, die die Bewegungen empfängt,

aufhält und weiterleitet, eben gerade der Sitz dieser Indeterminiertheit ist und ihr Maß angibt, wird unsere Wahrnehmung sich bis ins Detail nach ebendiesen Nervelementen richten und alle ihre Variationen auszudrücken scheinen. Unsere Wahrnehmung im Reinzustand | würde so also wahrhaft Teil der Dinge sein. Und die Empfindung im eigentlichen Sinne, weit davon entfernt, spontan aus den Tiefen des Bewußtseins emporzuschießen, um sich dann, sich abschwächend, im Raum auszudehnen, fällt mit den notwendigen Modifikationen zusammen, denen inmitten der Bilder, die es beeinflussen, jenes besondere Bild unterliegt, das ein jeder von uns seinen Körper nennt.

Dies ist die vereinfachte, schematische Theorie der äußeren Wahrnehmung, die wir angekündigt hatten. Es wäre die Theorie der *reinen Wahrnehmung*. Hielte man sie für definitiv, würde sich die Rolle unseres Bewußtseins in der Wahrnehmung darauf beschränken, mit dem kontinuierlichen Faden des Gedächtnisses eine ununterbrochene Reihe momenthafter Ansichten zu verknüpfen, die eher Teil der Dinge wären als Teil von uns. Daß unser Bewußtsein in der äußeren Wahrnehmung vor allem diese Rolle spielt, kann man im übrigen *a priori* aus der Definition der lebendigen Körper selbst ableiten. Denn wenn diese Körper das Ziel haben, Reize zu empfangen, um sie zu unvorhergesehenen Reaktionen zu verarbeiten, so darf die Wahl der Reaktion auch nicht dem Zufall überlassen bleiben. Diese Wahl wird ohne jeden Zweifel von den vergangenen Erfahrungen inspiriert, und die Reaktion vollzieht sich nicht, ohne daß man an die Erinnerung appelliert, die analoge Situationen hinter sich haben zurücklassen können. Die Indeterminiertheit der zu vollziehenden Akte erfordert also, um nicht zur reinen Willkür zu werden, den Erhalt der wahrgenommenen Bilder. Man könnte sagen, daß wir keinen Zugriff auf die Zukunft haben, ohne eine gleichrangige und entsprechende Perspektive auf die Vergangenheit, daß der Vorwärtsdrang unserer Tätigkeit hinter sich eine Leere entstehen

läßt, in die die Erinnerungen einschließen, und daß so das Gedächtnis der Widerhall der Indeterminiertheit unseres Willens in der Sphäre der Erkenntnis ist. – Doch das Wirken des Gedächtnisses erstreckt sich noch viel weiter und viel tiefer, | als diese oberflächliche Untersuchung erraten ließe. Es ist der Moment gekommen, das Gedächtnis wieder in die Wahrnehmung einzugliedern, dadurch dasjenige zu korrigieren, was an unseren Schlüssen übertrieben sein mag, und auf diese Weise den Berührungspunkt zwischen dem Bewußtsein¹ und den Dingen, zwischen dem Körper und dem Geist, präziser zu bestimmen.

Sagen wir als erstes, daß, wenn man das Gedächtnis setzt, das heißt ein Überleben der vergangenen Bilder, sich diese Bilder beständig in unsere Wahrnehmung der Gegenwart mischen und sogar an ihre Stelle treten können. Denn sie erhalten sich nur, um sich nützlich zu machen: In jedem Augenblick ergänzen sie die gegenwärtige Erfahrung, indem sie sie durch die bereits erworbene Erfahrung bereichern; und da diese fortlaufend anwächst, wird sie die andere am Ende überdecken und überfluten. Es ist unbestreitbar, daß der Boden realer und sozusagen momenthafter Intuition², auf dem sich unsere Wahrnehmung der Außenwelt entfaltet, im Vergleich zu dem, was unser Gedächtnis dort hinzufügt, ein Geringes ist. Eben gerade weil die Erinnerung vorheriger analoger Intuitionen nützlicher ist als die Intuition selbst, da sie in unserem Gedächtnis der gesamten Reihe darauffolgender Ereignisse verbunden ist und daher unsere Entscheidung besser erhellen kann, verdrängt sie die reale Intuition, deren Rolle dann – wir werden das später beweisen – nur noch darin besteht,

¹ In der dritten Ausgabe von *Matière et mémoire* (III) steht an dieser Stelle »Wissenschaft« (*science*) statt »Bewußtsein« (*conscience*), wir folgen hier der Rückkorrektur der kritischen und der Centenaire-Ausgabe auf den Wortlaut der ersten Ausgabe (I). [A. d. Ü.]

² Zum Begriff der Intuition (*intuition*), seiner Bedeutung in *Materie und Gedächtnis* und seiner Übersetzung siehe Nachwort d. Ü., S. 307 ff. [A. d. Ü.]

die Erinnerung herbeizurufen, ihr einen Körper zu leihen und sie aktiv und dadurch aktuell werden zu lassen. Wir haben also zu Recht gesagt, daß das Zusammenfallen der Wahrnehmung mit dem wahrgenommenen Gegenstand eher de jure als de facto existiert. Man muß berücksichtigen, daß Wahrnehmen letzten Endes nur noch eine Gelegenheit ist, sich zu erinnern, daß wir praktisch den Grad der Realität am Grad der Nützlichkeit messen und daß wir letztlich jedes Interesse haben, jene unmittelbaren Intuitionen, die | im Kern mit der Realität selbst zusammenfallen, als bloße Zeichen des Realen hinzustellen. Doch hier entdecken wir den Irrtum derer, die in der Wahrnehmung eine äußere Projektion inextensiver Empfindungen sehen, die aus unseren eigenen Tiefen gezogen und dann im Raum entwickelt wurden. Es fällt ihnen nicht schwer, zu zeigen, daß unsere vollständige Wahrnehmung reich an Bildern ist, die uns persönlich gehören, an veräußerlichten (das heißt letztlich wiedererinnerten) Bildern; sie vergessen nur, daß ein unpersönlicher Boden bestehenbleibt, wo die Wahrnehmung mit dem wahrgenommenen Gegenstand zusammenfällt, und daß dieser Boden die Äußerlichkeit selbst ist.

Der Hauptirrtum – jener, der, von der Psychologie zur Metaphysik aufsteigend, uns letzten Endes die Erkenntnis des Körpers ebenso wie jene des Geistes verschleiert – ist derjenige, der darin besteht, zwischen der reinen Wahrnehmung und der Erinnerung nur einen Intensitätsunterschied statt eines Wesensunterschieds zu sehen. Unsere Wahrnehmungen sind zweifellos von Erinnerungen durchtränkt, und umgekehrt wird eine Erinnerung, wie wir es später zeigen werden, nur wieder gegenwärtig, indem sie den Körper irgendeiner Wahrnehmung borgt, in die sie sich einfügt. Diese beiden Akte, Wahrnehmung und Erinnerung, durchdringen einander also stets und tauschen durch ein Endosmosephänomen immer etwas von ihrer Substanz aus. Die Rolle des Psychologen bestünde darin, sie voneinander zu trennen und einer jeden von ihnen ihre natürliche Reinheit zurückzugeben: Auf diese Weise würden sich eine ganze Zahl von Schwierigkei-

ten aufklären, die die Psychologie und vielleicht auch die Metaphysik aufwerfen. Doch nichts dergleichen. Man will, daß diese Mischzustände, die alle zu ungleichen Teilen aus reiner Wahrnehmung und reiner Erinnerung zusammengesetzt sind, einfache Zustände seien. Dadurch verdammt man sich dazu, nichts von der reinen Erinnerung noch von der reinen Wahrnehmung zu wissen, nur noch eine einzige Art von Phänomen zu kennen, das man mal Erinnerung, mal Wahrnehmung nennt, je nachdem welcher dieser beiden Aspekte in ihm überwiegt, und | folglich zwischen der Wahrnehmung und der Erinnerung nur einen Unterschied des Grades und nicht mehr des Wesens festzustellen. Wie wir im Einzelnen noch sehen werden, besteht der erste Effekt dieses Irrtums in einer tiefgreifenden Verunstaltung der Theorie des Gedächtnisses; denn indem man aus der Erinnerung eine schwächere Wahrnehmung macht, verkennt man den wesensmäßigen Unterschied, der die Vergangenheit von der Gegenwart trennt, und gibt es auf, die Phänomene des Wiedererkennens und allgemeiner den Mechanismus des Unbewußten zu verstehen. Umgekehrt jedoch und eben weil man aus der Erinnerung eine schwächere Wahrnehmung gemacht hat, wird man in der Wahrnehmung nur noch eine stärkere Erinnerung sehen können. Man wird so denken, als ob sie uns nach Art einer Erinnerung, wie ein innerer Zustand, wie eine schlichte Modifikation unserer Person gegeben wäre. Man wird den ursprünglichen und grundlegenden Akt der Wahrnehmung verkennen, jenen, der konstitutiv für die reine Wahrnehmung ist und durch den wir uns von vornherein in die Dinge versetzen. Und so prägt derselbe Irrtum, der in der Psychologie durch eine vollkommene Unfähigkeit, den Mechanismus des Gedächtnisses zu erklären, zum Ausdruck kommt, in der Metaphysik tiefgreifend die idealistische und die realistische Konzeption der Materie.

Für den Realismus nämlich beruht die unwandelbare Ordnung der Naturerscheinungen auf einer von unseren Wahrnehmungen selbst unterschiedenen Ursache, sei es, daß diese Ursache un-

erkennbar bleiben muß, sei es, daß wir sie durch einen (immer mehr oder weniger willkürlichen) Kraftakt metaphysischer Konstruktion erreichen könnten. Für den Idealisten hingegen sind diese Wahrnehmungen die ganze Realität, und die unwandelbare Ordnung der Naturerscheinungen ist nur das Symbol, durch das wir, neben den realen Wahrnehmungen, die möglichen Wahrnehmungen ausdrücken. Doch für den Realismus wie für den Idealismus sind die Wahrnehmungen »wahre Halluzinationen«, aus ihm heraus projizierte Zustände des Subjektes; und die beiden Lehren | unterscheiden sich schlicht darin, daß in einer von ihnen die Realität aus diesen Zuständen besteht, während diese in der anderen erst mit ihr zusammenfinden werden.

Hinter dieser Illusion aber verbirgt sich noch eine weitere, die sich auf die Erkenntnistheorie im allgemeinen erstreckt. Das, was die materielle Welt konstituiert, sind, so sagten wir, Gegenstände, oder wenn man lieber will: Bilder, bei denen alle Teile durch Bewegungen aufeinander wirken und reagieren. Und das, was unsere reine Wahrnehmung konstituiert, ist, inmitten dieser Bilder selbst, unsere im Entstehen begriffene Handlung, die sich abzeichnet. Die *Aktualität* unserer Wahrnehmung besteht also in ihrer *Aktivität*, in den Bewegungen, in denen sie sich fortsetzt, und nicht in ihrer höheren Intensität: Die Vergangenheit ist nur Idee, die Gegenwart ist ideo-motorisch¹. Doch ebendies will man partout nicht sehen, weil man die Wahrnehmung für eine Art kontemplative Betrachtung hält, weil man ihr immerfort einen rein spekulativen Zweck zuschreibt, weil man möchte, daß sie auf was weiß ich für eine interesselose Erkenntnis abzielt: als ob man sie, indem man sie von der Handlung isoliert und so ihre Verbindungen mit dem Wirklichen kappt, nicht zugleich

¹ »Ideo-motorisch« darf hier selbstverständlich nicht im Sinne des ohne Bindestrich geschriebenen, heute in der Psychologie verwendeten Begriffs verstanden werden, der direkt durch Vorstellungen ausgelöste, gleichsam reflexartige, d. h. ohne Beteiligung des Willens zustande kommende Handlungen bezeichnet (Carpenter-Effekt). [A. d. Ü.]

unerklärlich und nutzlos werden ließe! Von da an aber ist jeder Unterschied zwischen der Wahrnehmung und der Erinnerung aufgehoben, denn die Vergangenheit ist ihrem Wesen nach *das, was nicht mehr wirkt*, und da man diesen Charakter der Vergangenheit verkennt, wird man unfähig, sie wirklich von der Gegenwart, das heißt dem *Wirkenden*, zu unterscheiden. Es kann also zwischen Wahrnehmung und Gedächtnis nur ein einfacher Gradunterschied bestehenbleiben, und ebensowenig in der einen wie im anderen wird das Subjekt aus sich selbst herausgelangen. Wenn wir hingegen den wahren Charakter der Wahrnehmung wiederherstellen; wenn wir die reine Wahrnehmung als ein System im Entstehen begriffener Handlungen aufweisen, das tief im Wirklichen verwurzelt ist, dann wird sich diese Wahrnehmung radikal von der Erinnerung unterscheiden; dann wird die Realität der Dinge nicht mehr konstruiert oder rekonstruiert sein, | sondern berührt, durchdrungen und erlebt; und das Problem, das zwischen Realismus und Idealismus in der Schwebelage bleibt, wird, statt sich in metaphysischen Diskussionen endlos fortzupflanzen, durch die Intuition entschieden werden müssen.

Doch werden wir uns damit auch in aller Deutlichkeit der Position gewahr, die es zwischen Idealismus und Realismus einzunehmen gilt, welche sich beide darauf beschränken, in der Materie nur eine durch den Geist ausgeführte Konstruktion oder Rekonstruktion zu sehen. Wenn wir nämlich das von uns gesetzte Prinzip, demzufolge die Subjektivität unserer Wahrnehmung insbesondere in dem Beitrag unseres Gedächtnisses bestünde, bis zu Ende verfolgen, so würden wir sagen, daß die Empfindungsqualitäten der Materie selbst *an sich* erkannt würden, von innen her, und nicht mehr von außen, wenn wir sie aus jenem besonderen Rhythmus der Dauer befreien könnten, der unser Bewußtsein charakterisiert. In der Tat nimmt unsere reine Wahrnehmung, ganz gleich wie schnell man sie ansetzt, ein gewisses Maß an Dauer ein, derart, daß unsere aufeinanderfolgenden Wahrnehmungen niemals reale Momente der Dinge sind, wie wir es bisher

angenommen haben, sondern Momente unseres Bewußtseins. Die theoretische Rolle des Bewußtseins in der äußeren Wahrnehmung bestünde darin, sagten wir, mit dem kontinuierlichen Faden des Gedächtnisses momenthafte Ansichten des Wirklichen miteinander zu verknüpfen. Tatsächlich aber gibt es für uns nie Momenthaftes. Das, was wir mit diesem Namen bezeichnen, enthält schon eine Leistung unseres Gedächtnisses und folglich unseres Bewußtseins, das die beliebig zahlreichen Momente einer unendlich teilbaren Zeit sich ineinander erstrecken läßt, um sie in einer relativ einfachen Intuition erfassen zu können. Worin besteht nun aber genau der Unterschied zwischen der Materie, wie sie der strengste Realismus begreifen könnte, und der Wahrnehmung, die wir von ihr haben? Unsere Wahrnehmung liefert uns vom Universum eine Reihe | pittoresker, aber diskontinuierlicher Gemälde: Aus unserer aktuellen Wahrnehmung wüßten wir keine späteren Wahrnehmungen herzuleiten, da es in einem Gesamtzusammenhang von Empfindungsqualitäten nichts gibt, was die neuen Qualitäten, zu denen sie sich transformieren werden, vorhersehen ließe. Wogegen die Materie, wie der Realismus sie für gewöhnlich setzt, sich derart entwickelt, daß man auf dem Wege mathematischer Deduktion von einem Moment zum nächsten schreiten kann. Freilich vermag der Realismus zwischen dieser Materie und dieser Wahrnehmung keinen Berührungspunkt zu finden, weil er diese Materie zu homogenen Veränderungen im Raum entfaltet, wogegen er diese Wahrnehmung zu inextensiven Empfindungen in einem Bewußtsein zusammenzieht. Wenn aber unsere Hypothese gerechtfertigt ist, dann sieht man leicht, wo Wahrnehmung und Materie sich unterscheiden und wo sie miteinander zur Deckung kommen. Die qualitative Heterogenität unserer aufeinanderfolgenden Wahrnehmungen des Universums rührt daher, daß jede dieser Wahrnehmungen sich selbst über ein gewisses Maß an Dauer erstreckt; daher, daß das Gedächtnis darin eine ungeheure Vielheit von Schwingungen kondensiert, die uns so alle gemeinsam, wenngleich nacheinander, erschei-

nen. Es würde genügen, dieses ungeteilte Maß an Zeit in Gedanken zu unterteilen, darin die gewünschte Vielheit von Momenten zu unterscheiden, mit einem Wort: jegliches Gedächtnis zu eliminieren, um von der Wahrnehmung zur Materie, vom Subjekt zum Objekt überzugehen. Dann würde die Materie, die immer homogener wird, je weiter sich unsere extensiven Empfindungen auf eine immer größere Anzahl von Momenten aufteilen, sich jenem System homogener Schwingungen, von dem der Realismus spricht, unendlich annähern, allerdings ohne je ganz mit ihnen zusammenzufallen. Es wäre also keineswegs nötig, auf der einen Seite den Raum mit nicht wahrgenommenen Bewegungen und auf der anderen Seite das Bewußtsein mit inextensiven Empfindungen zu setzen. Im Gegenteil, es wäre eine extensive Wahrnehmung, | in der sich Subjekt und Objekt zuerst vereinen würden, wobei der subjektive Aspekt der Wahrnehmung in der Kontraktion besteht, die das Gedächtnis vollzieht, und die objektive Realität der Materie mit den multiplen und aufeinanderfolgenden Schwingungen verschmilzt, in die sich diese Wahrnehmung innerlich zerlegt. Dies ist zumindest der Schluß, der sich, so hoffen wir, aus dem letzten Teil dieser Arbeit ergeben wird: *Die auf Subjekt und Objekt, auf deren Unterscheidung und Vereinigung bezogenen Fragen müssen eher in Abhängigkeit von der Zeit als in Abhängigkeit vom Raum gestellt werden.*

Doch unsere Unterscheidung der »reinen Wahrnehmung« und des »reinen Gedächtnisses« hat noch ein anderes Ziel. Wenn uns die reine Wahrnehmung, indem sie uns Hinweise auf die Natur der Materie gibt, erlauben muß, zwischen Realismus und Idealismus Stellung zu beziehen, so wird das reine Gedächtnis, indem es uns eine Perspektive auf das eröffnet, was man den Geist nennt, seinerseits bei der Entscheidung zwischen jenen beiden anderen Lehren, dem Materialismus und dem Spiritualismus, den Ausschlag geben müssen. Es ist sogar dieser Aspekt der Frage, der uns in den beiden folgenden Kapiteln zuerst beschäftigen wird,

weil es diese Seite ist, von der aus unsere Hypothese in gewisser Weise eine experimentelle Verifikation zuläßt.

Man könnte in der Tat unsere Schlußfolgerungen über die reine Wahrnehmung zusammenfassen, indem man sagt, daß *es in der Materie zwar mehr, aber nicht Andersartiges als das aktuell Gegebene gibt*. Ohne Zweifel erreicht die bewußte Wahrnehmung nicht das Ganze der Materie, da sie als bewußte in der Trennung oder dem »Unterscheiden« dessen besteht, was in dieser Materie für unsere verschiedenen Bedürfnisse von Interesse ist. Doch zwischen dieser Wahrnehmung der Materie und der Materie selbst besteht nur ein Unterschied des Grades und nicht des Wesens, da die reine Wahrnehmung | zur Materie im Verhältnis des Teils zum Ganzen steht. Das heißt, daß die Materie keine Kräfte anderer Art auszuüben vermöchte als die, die wir in ihr wahrnehmen. Sie hat keine mysteriöse Kraft und vermöchte auch keine solche zu bergen. Um ein wohldefiniertes Beispiel zu nehmen, jenes, das uns im übrigen am meisten interessiert, wollen wir sagen, daß das Nervensystem, eine materielle Masse, die bestimmte Qualitäten der Farbe, des Widerstands, der Kohäsion etc. aufweist, vielleicht nicht wahrgenommene physische Eigenschaften besitzt, aber eben nur physische Eigenschaften. Und folglich kann seine Rolle nur darin bestehen, Bewegung aufzunehmen, zu hemmen oder weiterzuleiten.

Nun besteht aber das Wesen eines jeden Materialismus darin, das Gegenteil hiervon zu vertreten, da er vorgibt, das Bewußtsein mit all seinen Funktionen allein aus dem Spiel der materiellen Elemente entstehen zu lassen. Dadurch wird er dazu geführt, schon die wahrgenommenen Qualitäten der Materie selbst, die Empfindungs- und folglich empfundenen Qualitäten, als lauter Phosphorscheine zu betrachten, die im Wahrnehmungsakt der Spur der Hirnphänomene folgen würden. Die Materie, in der Lage, diese elementaren Bewußtseinstatsachen zu erschaffen, würde dann ebensogut auch die erhabensten intellektuellen Vorgänge erzeugen. Es liegt also im Wesen des Materialismus, die

vollkommene Relativität der Empfindungsqualitäten zu behaupten, und nicht ohne Grund erweist sich diese These, die Demokrit auf ihre exakte Formel brachte, als ebenso alt wie der Materialismus.

Doch durch eine seltsame Verblendung ist der Spiritualismus dem Materialismus immer auf diesem Weg gefolgt. Im Glauben, den Geist um all das zu bereichern, was er der Materie nahm, hat er nie gezögert, diese Materie der Qualitäten zu berauben, die sie in unserer Wahrnehmung kleiden und die demzufolge nur lauter subjektiver Schein wären. Zu oft hat er so aus der Materie eine mysteriöse Entität gemacht, | die, eben gerade weil wir von ihr nur noch den eitlen Schein kennen, ebensogut die Phänomene des Denkens erzeugen könnte wie die übrigen.

Die Wahrheit ist, daß es einen Weg, und zwar einen einzigen, gäbe, den Materialismus zu widerlegen: Man müßte erweisen, daß die Materie absolut genau so ist, wie sie zu sein scheint. Dadurch würde man jede Virtualität, jede verborgene Kraft aus der Materie eliminieren, und die Phänomene des Geistes hätten eine unabhängige Realität. Dafür jedoch müßte man der Materie jene Qualitäten lassen, die Materialisten und Spiritualisten in gegenseitigem Einvernehmen von ihr ablösen, diese, um daraus Vorstellungen des Geistes zu machen, jene, um darin nur die akzidentelle Verkleidung der Ausgedehntheit zu sehen.

Genau dies ist die Haltung des gemeinen Menschenverstandes gegenüber der Materie, und darum glaubt der gemeine Menschenverstand an den Geist. Es schien uns, daß die Philosophie sich hier die Haltung des gemeinen Menschenverstandes zu eigen machen sollte, allerdings nicht ohne sie in einem Punkt zu korrigieren. Das Gedächtnis, das praktisch von der Wahrnehmung nicht zu trennen ist, schiebt die Vergangenheit in die Gegenwart hinein, zieht zudem vielfache Momente der Dauer in einer einzigen Intuition zusammen und ist so, durch dieses zweifache Vorgehen, die Ursache dafür, daß wir de facto die Materie in uns wahrnehmen, während wir sie de jure in ihr wahrnehmen.

Daher die entscheidende Bedeutung des Problems des Gedächtnisses. Wenn es das Gedächtnis ist, das vor allem anderen der Wahrnehmung ihren subjektiven Charakter verleiht, dann muß die Philosophie der Materie, sagten wir, als erstes darauf abzielen, dessen Beitrag zu eliminieren. Wir würden jetzt hinzufügen: Da uns die reine Wahrnehmung das Ganze oder zumindest das Wesentliche der Materie gibt, da der Rest vom Gedächtnis kommt und nachträglich zur Materie hinzutritt, muß das Gedächtnis im Prinzip ein von der Materie absolut unabhängiges Vermögen sein. Wenn also der Geist eine Realität ist, | dann müssen wir ihn hier, im Phänomen des Gedächtnisses, im Experiment berühren können. Und folglich muß jeder Versuch, die reine Erinnerung aus einem Hirnvorgang herzuleiten, der Analyse eine grundlegende Täuschung offenbaren.

Wir wollen dasselbe noch einmal in klarerer Form zum Ausdruck bringen. Wir behaupten, daß die Materie keinerlei geheime oder unerkennbare Macht hat, daß sie in dem, was ihr wesentlich ist, mit der reinen Wahrnehmung zusammenfällt. Daher schließen wir, daß der lebendige Körper im allgemeinen und das Nervensystem im besonderen nur Durchgangsorte für die Bewegungen sind, welche, in Form von Reizen aufgenommen, in Form von reflexmäßiger oder willensgesteuerter Handlung weitergegeben werden. Das bedeutet, man würde vergeblich der Hirnsubstanz die Eigenschaft zuschreiben, Vorstellungen zu erzeugen. Nun sind aber die Phänomene des Gedächtnisses, in denen wir den Geist in seiner greifbarsten Form zu erfassen behaupten, gerade jene, die eine oberflächliche Psychologie am liebsten allein aus der Hirntätigkeit hervorgehen lassen würde, eben weil sie sich am Berührungspunkt von Bewußtsein und Materie befinden, und selbst die Gegner des Materialismus meinen, es spräche nichts dagegen, das Gehirn wie einen Erinnerungsbehälter zu behandeln. Wenn sich aber effektiv nachweisen ließe, daß der Hirnprozeß nur einem sehr kleinen Teil des Gedächtnisses entspricht, daß er eher noch dessen Wirkung als seine Ursache ist und daß die Materie hier

wie anderswo das Vehikel einer *Handlung* und nicht das Substrat einer *Erkenntnis* ist, dann fände sich die von uns vertretene These gerade an dem Beispiel belegt, das man als das für sie ungünstigste erachtet, und die Notwendigkeit, den Geist zur unabhängigen Realität zu erheben, würde sich aufzwingen. Doch eben dadurch würde sich vielleicht zum Teil die Natur dessen erhellen, was man den Geist nennt, sowie die Möglichkeit für Geist und Materie, aufeinander einzuwirken. Denn eine Beweisführung | dieser Art kann nicht rein negativ ausfallen. Nachdem wir aufgezeigt haben, was das Gedächtnis nicht ist, werden wir angehalten sein, zu untersuchen, was es ist. Nachdem wir dem Körper einzig die Funktion, Handlungen vorzubereiten, zugeschrieben haben, werden wir gezwungen sein, zu untersuchen, warum das Gedächtnis mit diesem Körper zusammenzuhängen scheint, wie körperliche Schädigungen es beeinflussen und in welchem Sinn es sich nach dem Zustand der Hirnsubstanz gestaltet. Es ist im übrigen unmöglich, daß wir durch diese Untersuchung nicht letzten Endes ebenso über den psychologischen Mechanismus des Gedächtnisses wie auch die verschiedenen Geistesoperationen, die damit verbunden sind, unterrichtet werden. Und umgekehrt wird, wenn unsere Hypothese ein gewisses Licht auf die Probleme der reinen Psychologie zu werfen scheint, dadurch die Hypothese selbst an Gewißheit und Stichhaltigkeit gewinnen.

Doch müssen wir diese selbe Idee noch in einer dritten Form vorstellen, um deutlich zu machen, inwiefern das Problem des Gedächtnisses in unseren Augen ein privilegiertes Problem ist. Was aus unserer Analyse der reinen Wahrnehmung hervorgeht, sind zwei in gewisser Weise divergente Schlußfolgerungen, von denen die eine in Richtung der Psychophysiologie und die andere in Richtung der Metaphysik über die Psychologie hinausgeht und von denen folglich weder die eine noch die andere eine unmittelbare Verifikation zuläßt. Die erste betraf die Rolle des Gehirns in der Wahrnehmung: Das Gehirn wäre, ihr zufolge, ein Instrument der Handlung und nicht der Vorstellung. Wir können keine

direkte Bestätigung dieser These durch die Fakten verlangen, da die reine Wahrnehmung sich per definitionem auf gegenwärtige Gegenstände richtet, durch die unsere Organe und unsere Nervenzentren aktiviert werden, und sich folglich alles so abspielt, *als ob* unsere Wahrnehmungen aus unserem Hirnzustand emanieren und dann auf einen Gegenstand projiziert würden, der von ihnen absolut verschieden ist. Mit anderen Worten: Im Fall der | äußeren Wahrnehmung führen die These, die wir bekämpft haben, und diejenige, durch die wir sie ersetzt haben, exakt zu denselben Konsequenzen, so daß man zugunsten der einen oder der anderen zwar ihre höhere Verständlichkeit ins Feld führen könnte, jedoch nicht die Autorität der Erfahrung. Eine empirische Untersuchung des Gedächtnisses hingegen kann und muß die Entscheidung zwischen ihnen herbeiführen. Die reine Erinnerung ist nämlich der Voraussetzung nach die Vorstellung eines abwesenden Gegenstandes. Hätte die Wahrnehmung ihre notwendige und hinreichende Ursache in einer bestimmten Hirntätigkeit, so würde diese selbe Hirntätigkeit, wenn sie sich in Abwesenheit des Gegenstandes mehr oder minder vollständig wiederholte, genügen um die Wahrnehmung zu reproduzieren: Das Gedächtnis ließe sich dann also vollständig durch das Gehirn erklären. Stellen wir hingegen fest, daß der Hirnmechanismus die Erinnerung in einer bestimmten Weise bedingt, jedoch keineswegs ausreicht, um deren Überleben zu sichern, daß er in der wiedererinnerten Wahrnehmung eher unsere Handlung als unsere Vorstellung betrifft, so könnte man daraus ableiten, daß er in der Wahrnehmung selbst eine analoge Rolle spielte und daß seine Funktion schlicht darin bestand, unser effizientes Einwirken auf den gegenwärtigen Gegenstand zu gewährleisten. Unsere erste Schlußfolgerung erwies sich so als verifiziert. – Blicke also jene zweite Schlußfolgerung eher metaphysischer Ordnung, daß wir in der reinen Wahrnehmung wahrhaftig aus uns heraus versetzt werden und darin folglich die Wirklichkeit des Gegenstandes in einer unmittelbaren Intuition berühren. Auch hier wiederum war

eine experimentelle Verifikation unmöglich, da die praktischen Resultate absolut dieselben sein würden, sei die Wirklichkeit des Gegenstandes nun intuitiv¹ wahrgenommen oder rational konstruiert. Doch auch hier wieder vermag eine Untersuchung der Erinnerung die Entscheidung zwischen beiden Hypothesen herbeizuführen. In der zweiten nämlich darf zwischen der Wahrnehmung und der Erinnerung nur ein Unterschied der Intensität, oder | allgemeiner: des Grades bestehen, da die eine wie die andere Vorstellungsphänomene wären, die sich selbst genügen. Wenn wir hingegen feststellen würden, daß zwischen der Erinnerung und der Wahrnehmung kein bloßer Gradunterschied, sondern ein radikaler Wesensunterschied besteht, so sprächen die Indizien für die Hypothese, die in der Wahrnehmung etwas mitspielen läßt, das zu keinem Grad in der Erinnerung existiert, eine intuitiv erfaßte Wirklichkeit. So ist das Problem des Gedächtnisses also wahrhaft ein privilegiertes Problem, insofern es zu der psychologischen Verifikation zweier Thesen führen muß, die unverifizierbar erscheinen und von denen die zweite, von eher metaphysischer Ordnung, einem unendlich weit über die Psychologie hinauszugehen schiene.

Der Weg, den wir einzuschlagen haben, ist also schon klar vorgezeichnet. Wir werden damit beginnen, der Reihe nach jene Belege unterschiedlicher Art durchzugehen, die aus der normalen oder pathologischen Psychologie stammen und die einen glauben lassen könnten, man sei dazu berechtigt, aus ihnen eine physische Erklärung des Gedächtnisses zu ziehen. Diese Untersuchung wird notwendig äußerst gründlich und detailliert ausfallen, andernfalls liefe sie Gefahr, nutzlos zu sein. Die Tatsachen so eng wie möglich umreißend, müssen wir untersuchen, wo in den Operationen des Gedächtnisses die Rolle des Körpers beginnt

¹ »Intuitiv« ist hier und in der Folge das Adjektiv zu Bergsons Begriff der Intuition und muß in diesem Sinne verstanden werden. Siehe dazu Nachwort d. Ü., S. 307 ff. [A. d. Ü.]

und wo sie endet. Und falls wir bei dieser Untersuchung die Bestätigung unserer Hypothese finden, werden wir nicht zögern, weiter voranzuschreiten, die elementare Tätigkeit des Geistes an sich selbst in den Blick zu nehmen und auf diese Weise jene Theorie des Verhältnisses von Geist und Materie, die wir zuvor skizziert haben werden, zu vervollständigen. |